M. J. bin Gorion

Vom östlichen Judentum

Religiöses / Literarisches Politisches

R. Löwit Verlag.
Berlin-Wien

M. J. BIN GORION
(BERDYCZEWSKI)

VOM ÖSTLICHEN JUDENTUM

RELIGIÖSES / LITERARISCHES POLITISCHES

1918
R. LÖWIT VERLAG • BERLIN UND WIEN

INHALT

Land und Leute

Religion

Sprache und Literatur

Politisches

LAND UND LEUTE

DAS KLEINE STÄDTCHEN

Reist man zur Sommerzeit durch die Ukraine, so hat man ein erfreuliches Bild vor Augen. Weit und breit dehnen sich Kornfelder und gut bestellte Aecker, man sieht üppige Wiesen mit frischem saftigem Grün und große Schaf- und Rinderherden auf der Weide. Auf den breiten Wegen, die durch Sträucher oder durch einen schmalen Graben von den Feldern abgegrenzt sind, begegnet man ganzen Karawanen von Wagen, mit Heu oder Getreide beladen. Die Wagen sind hoch aufgetürmt, meist von Ochsen gezogen, die sich selbst überlassen sind; dort oben liegt der Bauer und schläft den Schlaf der Gerechten. Auf dem einsamen Felde steht mitunter eine Hütte oder eine Schankstube, vor der die Karawanen in ihrem langsamen Marsch Halt machen. Die Dörfer sind durch weite Landstrecken voneinander getrennt und meist an einem wasserreichen Fluß oder einem dichten Wald malerisch gelegen.

Ein Gefühl von Ruhe und Behagen überkommt den, der solch ein Dorf betritt. Eine schöne blaue Holzkirche schmückt einen großen freien Platz, der Pfarrhof sieht herrschaftlich aus. Die Straßen sind breit und geradlinig, wie nach der Schnur angelegt; die weiß oder gelb getünchten Häuschen sind von reichen Obst- und Gemüsegärten umgeben, alle durch ein Geflecht von Zweigen oder durch eine kleine Steinmauer voneinander abgezäunt. Jeder Hof hat seinen Stall für Pferde und Haustiere, seinen Heu- und Getreideschuppen; zersägtes Holz liegt symmetrisch aufgebaut, selbstgesponnenes Linnen bleicht unter freiem Himmel, Hunde und Schweine sonnen sich.

Gänse, Hühner und Enten spielen in den Höfen und erfüllen mit ihrem Geschnatter die Luft.

Welch ein Kontrast, wenn man nach einer Stunde Fahrt nach einem jüdischen Städtchen kommt — und die meisten ukrainischen Städte, wie alle übrigen des Ansiedlungsrayons haben fast ausschließlich jüdische Bewohner. Schmale, enge Gäßchen, Haus steht an Haus, mit spärlichem Stroh gedeckt, die Wände aus einfachem Lehm, die Fenster schmal und klein, und manche zerbrochene Scheibe ist mit Papier überklebt —, wahre Stätten der Armut! Kein einziger Baum, kein Grün ist zu erblicken; außer dem ärmlichen Markte sieht man keinen freien Platz.

Die Bewohner sind altmodisch und dürftig gekleidet; man sieht kaum einen einzigen, der gut genährt wäre, vielmehr ist mancher gerade Rücken von der Not gebeugt worden. Die Bethäuser sind nach außen kaum kenntlich und aus Mangel an Gemeindemitteln schlecht gehalten. Die Privatschulen sind miserabel, die Badeanstalt, ohne die kein jüdisches Gemeinwesen gegründet wird, ist in einem so baufälligen Zustande, daß der Eintritt mit Lebensgefahr verbunden ist. Wo man hinsieht, blickt es einen trostlos an.

Die Dörfer, in denen Raum und Brot zur Genüge vorhanden sind, sind den Juden gesperrt und bis auf einige Ausnahmen für sie heiliger Boden. Die Großstädte liegen fern, und die höheren Berufe sind ihnen unzugänglich. — Durch Not und Elend hat man es verlernt, sich für das Leben vorzubereiten, und hat man etwas festes ergriffen, so nützt das auch wenig, da man durch Mangel an Tätigkeit immer etwas anderes zu suchen gezwungen ist; bei jeder Arbeit steht die Nachfrage in

gar keinem Verhältnis zum Angebot. — So wirft sich alles auf den Kleinhandel. Dieser aber ist hier mehr auf künstlichem Wege enstanden und bringt daher sehr wenig ein. Die Zahl der Läden und Verkaufstellen ist so groß, daß die tägliche Einnahme eines solchen sich auf Kupfermünzen beläuft. Die Krämer öffnen ihre Buden schon am frühen Morgen, um sie gegen Mitternacht zu schließen, und verrichten einen wahren Sklavendienst für den lächerlichsten Ertrag von der Welt. Keine Arbeit, und mag sie noch so schwer sein, wird verschmäht. Die Früchte der Arbeit sind aber auf das Minimum gesunken und kämen bei einigermaßen gesunden Verhältnissen fast gar nicht in Betracht.

Geordnete Zustände werden hier aber schwerlich eintreten, solange der Druck der Ausnahmegesetze auf den jüdischen Bewohnern lastet. Durch die Schuld der Regierung, richtiger des korrumpierten Beamtentums, haben die Leute längst aufgehört, von ihr Hilfe zu erwarten, vielmehr wird sie als die Quelle aller Plagen angesehen, und schließlich ist man froh, wenn einem das nackte Dasein gelassen wird. — —

So leben die jüdischen Einwohner solcher Städtchen ohne Brot, ohne Luft und ohne äußeren Schutz, den schlimmsten Daseinsbedingungen ausgesetzt, die auch die Stärksten hätten mürbe machen können. Was sie trotz alldem erhält und gegen alle Vernichtungsschläge schützt, ist die angeerbte Religiosität. Wie eine Flamme, die unter der Asche glüht, so lebt trotz aller Bedrängnisse in den Leuten das Gefühl, daß sie Söhne eines alten und großen Volkes sind und mit Gott, dem Allmächtigen, in ewigem Bunde stehen. Und wenn auch das einfache Volk des Hebräischen nicht kundig ist und in der Lehre

nicht forschen kann, so weiß doch jeder, daß sie die Quelle aller Wahrheit ist, und daß Israel das Volk Gottes genannt wird. . .

Die Weihe des Sabbats, der Ernst der Feiertage bringen in die Gemüter ein Gefühl von Stärkung und Erhebung. ‚Solange der Vater im Himmel lebt, darf der Mensch auf Erden sich nicht verwaist fühlen.' Man ist genügsam, treu den Seinen und erträgt das schlimmste ohne Murren. Man ist gewöhnt, alles einer höheren Fügung zuzuschreiben; und statt Klage zu führen, daß man einige Tage in der Woche darben muß, spendet man dem Ewigen Dank für den Tag, an dem er einem hilft. — Vertrauen auf Gott ist hier nicht ein Mittel, zu dem man nur bei schweren Erkrankungen der Seele und ernstlichen Krisen greift, sondern das tägliche Brot.

EIN MARKTFLECKEN

Der jüdische Flecken Putiliwa in der südlichen Ukraine liegt in der Niederung des wasserreichen Jatrans. Hart am Ufer des Flusses, zwischen Wasser und Stadt gleichsam eingekeilt, schlängelt sich das schmale Bauerndorf, das mit seinem nördlichen Ende an den Sitz der Gutsherrschaft grenzt. Die Bauernfelder liegen östlich der Stadt und sind von der letzten Häuserreihe durch einen schmalen, einige Spann breiten, Graben getrennt. Hier befindet sich auch das eigentliche Tor des Fleckens, von wo aus der Weg nach der Kreisstadt führt. Rechts steht eine alte, halb verschüttete Strohhütte, die dem Stadtwächter zugewiesen ist und nie von einer Menschenseele bewohnt war. Vom Süden der Stadt kommt man nach den halbverfallenen Gottesäckern.

Das eigentliche Dorf ist von Kleinrussen bevölkert, einem Menschenschlag, wie man sich ihn gesünder und friedlicher nicht denken kann; das Gut gehört einer alten polnischen Magnatenfamilie, die schauderhaft gewirtschaftet hat, über und über in Schulden steckt und noch immer die Herren im Lande repräsentiert. — Die Regierung ist durch einen Polizeibeamten, den Pristaw, vertreten, der zwar kräftig zu schimpfen versteht und in seinem blauen Rock mit goldenen Achselbändern und funkelnden Messingknöpfen einen strammen Beamten abgibt; hat man ihm aber ein paar Papierrubel in die Hand gedrückt, so läßt er alles ungeschoren und ist froh, daß er, Iwan Iwanowitsch, seine Pflicht getan hat. Die Moskowiter, die kleine Kolonie der großrussichen altgläubigen Kaufleute, von denen ein jeder seine vierundzwanzig Glas Tee tagsüber trinkt und im Schacher alles, was man sich nur denken kann, übertrifft, sind sich ihres Standes als die ersten im Reiche des großen Zaren, nicht bewußt, vielmehr machen sie den Eindruck eines fremden Elementes, daß hieher verschlagen worden ist, und genießen beim Bauern nicht mehr Achtung als der Tatar. — Im Dorfe wohnen auch noch einige sogenannte Schlachtizen; das sind Glieder des polnischen Kleinadels, die keinen Landbesitz haben, halb Städter, halb Bauern, und ein kümmerliches Dasein fristen.

Die Kleinrussen, ein Volk von zwanzig Millionen, machen den Kern der ukrainischen Bevölkerung aus. Ein Leben voll Arbeit ist ihnen zuteil geworden. Land und Leute haben in sich etwas durchaus Gerades und Natürliches. Das Auge begegnet hier nicht überraschendem und buntem, dafür aber weidet es sich an den Steppen und Wiesen, die sich weit und breit ausdehnen, und an den gesunden

Menschenkindern, wie sie ihren Acker bestellen und brüderlich mit den Ochsen den Pflug ziehen. Gott, der Herr, hat hier wahrlich nicht gespart und nicht mit der Elle gemessen! Das zweite Element, der polnische Adel, war als Eroberer hiehergekommen und hat seine schmucken Schlösser und Gärten hier hingezaubert; sie schufen für das Auge die Berge im Lande. Der Bauer schmachtete lange Zeit unter dem Joche der Knechtschaft und trug sein Leid, aber er hatte den Mythos von dem von Gott begnadeten Menschen und von einem Paradies auf Erden in seiner eigenen Mitte. . . Und heute noch, wo die ehemaligen Sieger selbst den Russen untertan sind, und der Bauer als freier Mann seinen Stolz hat, dem Gutsherrn feindlich ist und gegen ihn Ränke schmiedet, ist das gräfliche Schloß, die Burg mit ihren hohen Mauern, mit prächtigen Pferden und Rassehunden ein Bestandteil des Dorfes, den er sich nicht wegdenken kann. Sie gehören zum Bilde, wie die blaue Holzkirche mit der vergoldeten Kuppel und wie der Brunnen zum Tränken. — Das dritte Element sind die obenerwähnten Großrussen und die Vertreter der Regierung; das eigentlich Russische ist hier dünn gesät.

Die täglichen Zwistigkeiten werden vom Dorfschulzen, der auch Ortsrichter ist, geschlichtet. Schulen gibt es nur in den größeren Städten, keiner wird aber gezwungen, seinen Jungen zu einem Lehrer zu schicken, und so ist alle Welt zufrieden.

Das Städtchen selbst ist nur von Juden bewohnt; es hat gegen fünfzehn Straßen und gegen zweihundertfünfzig Wohnhäuser. Die Grundstücke, auf denen die Häuser stehen, gehören den Gutsherren und sind auf neunundneunzig Jahre gepachtet, wofür man einen

kleinen jährlichen Zins zu entrichten hat, der aber von den Hausbesitzern, die den Vertrag mehr für einen Hokuspokus halten, nie gezahlt wird. Geht das Haus von einem Besitzer auf den anderen über, so heißt es in der hebräischen Urkunde, die ausgestellt wird, folgendermaßen: ‚Das Haus des Bürgers so und so gelangt in den Besitz des Bürgers so und so samt dem Boden, auf dem es steht, von der Tiefe des Grundes an gerechnet und dem Luftraum darüber, der bis zum Himmel reicht.‘ Man sieht, die Pachtgeschichte wird völlig übergangen. Freilich hat die Herrschaft auch ihren Eigensinn; sie hält es für gut, das Städtchen auf seine engen Grenzen zu beschränken und ist nicht gewillt, neues Terrain zum Bauen freizustellen. Nun aber vermehren sich die Menschen, die Zahl der Einwohner wächst, und so bleibt ihnen nichts übrig, als Haus an Haus zu bauen. Aber vier Lehmwände, ein paar Fenster und Türen und ein Strohdach darüber bedeuten schon einen Besitz in Juda!

Die meisten Einwohner des Städtchens sind Krämer, Händler, Handwerker, es gibt aber auch viele, die ganz ohne Beruf sind, dabei aber gegen die anderen keinen Neid hegen. Der Jude kann sich tagelang um ein Minimum von Lohn abquälen, und wird ihm dieser ausbezahlt, so hält er das für eine Gnade, die man ihm erweist, oder für ein Wunder, für das man dem lieben Gott danken muß. Hat aber ein Krämer den ganzen Vormittag vergebens hinter dem Ladentisch gesessen, und kein Käufer ist über die Schwelle getreten, so sind auf ihn ‚Himmel und Erde gefallen‘, und sein Gesicht verfinstert sich, wie wenn einen Monat hindurch die Dürre angehalten und kein Regen die Erde befruchtet hätte.

Die Putiliwaer Juden halten Maß in ihren Leiden-

schaften. Der Genuß ist hier im großen ein unbekanntes Ding. Was aber an Lebenskraft unverbraucht bleibt, wird auf dem Markte bei der Jagd nach dem täglichen Brot zugesetzt. Man untergräbt seine Gesundheit nicht in den dunklen Nächten, sondern am hellen Tage im mühsamen Kampf ums Dasein.

Der Jude würde unter der täglichen Last zusammenbrechen, wenn ihm nicht sein Anteil an Sitte und Herkommen eine Stütze böte. Man wird es kaum ahnen, welch Stammesbewußtsein sich unter den abgehärmten Gesichtern der Leute verbirgt, die dermaßen im Erwerb aufgehen. Sie machen sich das Leben so sauer wie möglich und geben sich für jede Kleinigkeit aus; aber es bleibt noch immer etwas, was man nur hervorzuholen braucht, und dann ist man wieder aufgerichtet. Die profanen Wochentage haben keine Macht über den Sabbat; das Gefühl, daß man nicht allein in der Welt dasteht und daß es außer Putiliwa noch viele Städte gibt, wo Juden wohnen, die alle von Abraham, Isaak und Jakob stammen und dem einen großen Gott dienen, tröstet einen über über alles hinweg.

Die Hauptetappen der Geschichte: der Auszug der Kinder Israels aus Aegypten, die Eroberung des heiligen Landes, die Zerstörung des Tempels und die Zerstreuung unter den Völkern — sind auch dem ungebildetsten Juden geläufig, und er weiß sich den Sinn dieser Ereignisse auf seine Weise zu deuten.

Die Männer Putiliwas sind keine ungesunde Rasse; der blonde Typus überwiegt den schwarzen. Verweichlichte Naturen trifft man nur unter den Schriftgelehrten; der Mann aus dem Volke weiß sich seiner Haut zu wehren.

Die Frauen altern vorschnell; sie sind mit häuslichen

Sorgen überbürdet und üben dabei ohne Murren das Geschäft des Kindergebärens aus, solange noch ein gesunder Fetzen Fleisch am Leibe ist. Mit dem Aufziehen der kleinen Wesen, das, der Sitte gemäß, mit Einschnüren und Einwiegen vor sich geht, hat man freilich sein Leid. Die Schulen, die mehr Löchern als menschlichen Behausungen gleichen, sind auch eher geeignet, die schwachen Geschöpfe auf den Gottesacker zu befördern, als sie für das Leben auszurüsten. Aber wenn von den acht oder zehn Sprossen, der durchschnittlichen Kinderzahl eines bescheidenen Bürgersmannes, nur drei oder vier am Leben bleiben, so ist noch immer für ein kommendes Geschlecht in Putiliwa gesorgt, das das Reich der Väter antreten kann. — —

DAHEIM

Ich will einmal versuchen zu schildern, wie ein jüdisches Städtchen in Kleinrußland aussieht. Ich will nicht dichten, nichts hinzutun, ich will nur darstellen, wie das Bild bei meiner Rückkehr in die Heimat nach langer Abwesenheit sich vor mir entrollt hat.

In der Stadt Ladisena machen die Juden die ganzen hundert Prozent der Einwohner aus; die paar christlichen Seelen, die als Dienstboten in den vereinzelten wohlhabenden Häusern die grobe Arbeit verrichten, zählen nicht mit. Nebenan auf dem Dorfe aber wohnt eine Bevölkerung, die viermal so groß wie die jüdische ist und die aus Bauern besteht. Wie zwei Welten liegen Stadt und Dorf nebeneinander, und nicht ein Schimmer von der einen geht in die andere über. Es gibt Leute, die jahrelang im Städtchen wohnen, ohne sich in die ‚goische Gasse' verirrt zu haben, und muß einer einmal dorthin,

so kommt ihm dort alles sonderbar vor . . . Ebenso haben die Bauern, wenn sie in die Stadt kommen, das Gefühl, daß sie einen fremden, ihnen nicht gehörenden Boden betreten, und tun durchaus nicht, wie wenn sie zu Hause wären.

Schon der Lage nach sind Dorf und Stadt verschieden. Während das Dorf seine natürlichen Grenzen am Fluß hat, die Häuser in größeren Abständen voneinander gebaut sind und hinter jedem weites Gartengelände sich hinzieht, ist die Stadt nach allen Seiten offen, und die paar Pfeiler am verschütteten Stadtgraben bilden nur einen künstlichen Abschluß; die Straßen sind schief und wie zufällig entstanden, die Häuser eng aneinander gedrängt. Etwas Ordnung weist nur die Anlage des Marktes auf. Dieser ist von Läden umgeben, in denen allerhand Waren feilgeboten werden. Drinnen sitzen die Inhaber vom Morgen bis zum Abend und plagen sich so lange, bis sie sich einreden, ein paar Groschen verdient zu haben. Daß man dabei manchmal stockheiser wird und die Lunge daraufgibt, was liegt daran? Juden müssen Brot haben für Weib und Kind!

Man frage einen Einwohner Ladisenas, wovon er lebe; er wird es kaum sagen können. Er will alles tun, Holz spalten, die schwerste Arbeit verrichten — Faulheit den Leuten vorzuwerfen, wäre unrecht — aber was soll man machen, wenn man kein Schuster und kein Schneider ist und auch nicht zu jenen Reichen gehört, die über einige hundert Rubel verfügen. ‚Der Mensch hat es heutzutage gar zu schwer; die paar Münzen werden nie recht warm, und wenn du dich mit leeren Händen auf den Markt hinstellst, so kannst du keinen Schatz nach Hause bringen, nicht einmal einen Sack Mehl für den

Winter ersparen. Vor Zeiten war es ganz anders; die Leute waren gar nicht so klug wie heute und konnten ihre Kinder und Kindeskinder versorgen, heute ist man im eigenen Hause ein Lemach, und willst du die Mäuler deiner Kinder mit Kartoffeln stopfen, so wollen sie auch Schmalz dazu.'

Am Anfang des Jahres weiß man nie recht, wie man sich das Jahr über durchschlagen wird. Ist aber dieses um, so sieht man, daß man dennoch gelebt hat. Etwas hat man verdient, man hat Schulden gemacht, Mangel gelitten, bisweilen gehungert, was machen einzelne Tage aus? Im ganzen hat man sich über Bord gehalten. ,Man soll nur nicht grübeln und nicht über unnütze Dinge nachdenken; wenn Gott will, kann er helfen. Das hat man unzählige Mal gesehen.'

*

Gegen verschämte Arme, gegen Leute, die einst zu den Wohlhabenden gehörten und nachher gesunken sind, herrscht im Volke eine wahre Ritterlichkeit. Diese erfreuen sich noch immer eines Ansehens, und eine Verschwägerung mit ihnen wird eben so gesucht, wie mit gelehrten Familien.

Wie arm auch Ladisena ist, manchen gibt es in der Stadt, dem es gelungen ist, ein gewisses Vermögen zu erwerben, und der daher die Krone seiner Brüder ist. Die vereinzelten Reichen, die man selbst in den kleinsten jüdischen Niederlassungen antrifft, sind auch die eigentlichen Machthaber, die das Gemeinwesen beherrschen und alles sich untertan machen. Diese Gestalten möchte ich als den Tyrannentypus bezeichnen. Die Feudalherren im alten Israel, gegen die die Propheten so heftig redeten, waren keine anderen Naturen.

Die Erstgeborenen, Mensch wie Tier, verfallen wie in den biblischen Zeiten den ‚Kohanim' und müssen erst ausgelöst werden. Den Kohanim ist es untersagt, einen Toten zu bestatten, sie dürfen keinen Friedhof betreten. An den hohen Feiertagen erteilen sie dem Volke den Segen, wie einst ihre Urahnen, die Priester, es im Tempel getan haben.

Stirbt ein Einwohner, so wird sein Leib gewaschen und in ein Totenhemd gehüllt. Die Leiche wird noch am selben Tage ohne Sarg in der bloßen Erde begraben. In der Wohnung des Toten wie in denen der umliegenden Häuser wird das Wasser aus den Behältern weggegossen, weil der Todesengel darin sein Messer vom Blut gereinigt hat. — Sieben Tage wird Trauer gehalten; man sitzt ohne Schuhe auf den Boden in stumpfer Wehmut. Die Spiegel werden verhängt, in einer Fensterecke brennt Tag und Nacht ein Oellämpchen und ein Leintuch hängt daneben, damit die Seele des Verstorbenen, die noch in der Wohnung weilt, daran ihre Hände trockne . . .

Es gibt aber auch eine leibliche Wanderung nach dem Tode. Der Verstorbene hat über dem Totengewand seine eigenen Kleider an. In dieser Gestalt kann er jahrelang herumirren, ohne zu wissen, daß er zu den Toten gehört. Nur ein Windstoß, der die Rockschöße hebt, macht das Leichentuch sichtbar.

— Menschensohn, wenn du des Morgens aufstehst, so hüte dich, den linken Schuh vor dem rechten anzuziehen. Schneidest du dir die Nägel, so überspringe immer einen Finger; tu die abgeschnittenen Nägel in ein Läppchen, lege ein paar Splitter Holz dazu und wirf alles ins Feuer. Die Holzsplitter werden dereinst dafür Zeugnis ablegen, daß du alles nach Vorschrift gemacht und nicht Gott

behüte, die Nägel zerstreut hast. Denn hat man sein Lebelang auch nichts Böses getan, einen abgeschnittenen Nagel aber auf die Erde fallen lassen, so muß man nach dem Tode so lange wandern, bis man ihn gefunden hat. —

Sechs Wochen im Jahre zur Gänsezeit muß der Schächter von allem, was er schlachtet, etwas kosten, sonst läuft er Gefahr, von der Welt abberufen zu werden. So wandern alle Gänsefüße in die Schürze der Schächterfrau, die angeblich aus ihnen für ihren Mann eine kräftige Brühe macht. In der Tat aber sind bei ihr je zwei Füße für einen Groschen zu haben.

Wohlgemerkt, das Schlachten in Israel ist keine profane Handlung. Der Schächter ist eine ordinierte geistliche Person; über ihm steht nur der Rabbiner des Ortes.

Dem Rabbiner zollt jedermann aus dem Volke Ehrfurcht. Besitzt er doch den Schlüssel zur mündlichen, wie zur schriftlichen Lehre, und er ist der Mann, an den man sich in allen Schwierigkeiten bei der Ausübung der Gebote wendet. Wäre nicht der Rabbiner da, wie könnte man sich in den oft verwickelten Fällen der Speise- und Reinigungsgesetze zurechtfinden? Er ist auch der Friedensrichter des Ortes und Verwalter des spärlichen Armenschatzes.

Eine unbeachtete Stellung dagegen nehmen die Schullehrer ein. Wer es im Leben zu nichts gebracht hat und über ein paar Brocken Wissen verfügt, eröffnet eine Lehrstube, in der Kindern verschiedenen Alters das Lesen und Uebersetzen der alten hebräischen Bücher ohne jede Methode beigebracht wird. Da hocken die Zöglinge vom Morgen bis zum Abend um einen langen Tisch, an dessen Spitze der Lehrer thront; die einen buchstabieren, die

anderen tragen im Singsang einzelne Sätze aus der Schrift vor.

Den ABC-Schülern wird auch eine Art weltlichen Unterrichtes erteilt. Abends, wenn die Kinder nach Hause gehen sollen, stellt sich der Gehilfe an die Tür, die Kinder um ihn, und es beginnt folgendes Fragen und Antworten. Der Gehilfe: Wo geht ihr jetzt hin? Die Kinder: Wir gehen heim. — Was macht ihr, wenn ihr die Schwelle betreten habt? — Wir küssen das Amulett an dem Türpfosten. — Was sagt ihr euren Eltern? — Wir sagen guten Abend! — Und wenn ihr einen zugereisten Onkel antrefft, was tut ihr dann? — Wir reichen ihm die Hand zum Friedensgruß. — Welche Hand gebt ihr ihm? — Wir geben ihm die rechte Hand. — Welche Hand ist die rechte? Die Kinder erheben ihre Rechte und schreien: Diese; hier ist sie! — Der Lehrer: Was schenkt euch der Onkel, bevor er abreist? — Er schenkt uns einen Groschen. — Was macht ihr mit dem Groschen? — Wir kaufen uns Weizenbrot. — Dürft ihr es gleich essen? fragt der Lehrer. — Nein, wir müssen uns vorher die Hände waschen und den Segen sprechen. — Welchen Segen sprecht ihr? — Wir sagen: ‚Gelobt sei der Herr, der das Brot aus der Erde wachsen läßt.' — Was tut ihr vor dem Schlafengehen? — Wir küssen wieder den heiligen Namen am Türpfosten und sagen: ‚Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der einzige Gott!'

RELIGION

ALLGEMEINES

Die Juden des Ostens sind in zwei voneinander verschiedene Gruppen zu teilen: in die Bewohner des eigentlichen Orients, zu denen auch die spanischen Juden zu zählen sind, und die Bewohner von Rußland, Polen und Litauen. Die orientalischen wie die spanischen Juden stellen den unbeweglichen Teil dar; sie sind trotz echterer Physiognomie und reineren Blutes einer erstarrten Sekte gleich. Ihre Halacha und ihr Gesetzesschrifttum sind dieselben geblieben, wie sie vor drei Jahrhunderten zum Abschluß gelangten, ihre Mystik ist schematisch, ihre Liturgie von eintönigen Litaneien überwuchert. Neben uralten Überlieferungen und echt israelitischen Traditionen, an denen sie mit einer viel größeren Zähigkeit als ihre Brüder halten, macht sich ein beinahe grober Fetischismus bemerkbar. Sie sind sinnlich, ja wild in ihren Leidenschaften, doch gehen sie durch das Leben taub einher. Der Mensch ist ein animalisches Wesen, wird von einer Gottheit beherrscht, die in Fehde oder in Brüderschaft mit den Hausgeistern lebt. Es ist vergeblich, hier nach Individuen zu suchen. — Die russischen, polnischen und litauischen Juden bilden den beweglichen Teil der östlichen Juden; diese haben mehr von Juda als vom alten Israel herübergenommen und werden wohl noch Tropfen moabitischen Blutes in ihren Adern haben. Sie sind es, denen die folgenden Schilderungen gewidmet sind.

Vier Dinge waren es, die vom zeitgeschichtlichen Standpunkt betrachtet diesem Teile der Juden die Möglichkeit zu einem eigenen, sich fortspinnenden geistigen Leben gegeben haben: ihre Sprache, ihr sozialer Stand, ihre

Verwaltung nach eigenem Recht und schließlich die Zusammenschmelzung ihrer Wohnländer zu einem Weltreich. Die ersten drei Merkmale hat die soziale Struktur der anderen jüdischen Stämme ebenfalls aufzuweisen, hier aber brachten sie, vereint mit der vierten Ursache, eine eigene Wirkung hervor.

Die Sprache dieser Juden, das deutsche Idiom, das ihr lebendiges Wort geworden ist, hat sie nicht unwesentlich befruchtet und fest zusammengehalten. Da die Juden auf fremdem Boden von der einheimischen Bevölkerung sprachlich getrennt blieben, konnten sie ihre Eigenart bewahren. Ebenso trug dazu die Tatsache bei, daß sie alle von Haus aus einen festen sozialen Stand bildeten, nämlich eine Art Mittelstand, der sich zwar auf eigene Weise vielfach differenziert hat, im Ganzen aber eine Einheit abgibt. Der Jude ist, wenn auch unfreiwillig, Städter geblieben. Die zwangsweise und mehr auf künstlichem Wege entstandenen jüdischen Kolonien bilden ein Kapitel für sich. Dadurch aber, daß dieser Stand sich seine Rechte durch an eine Frist gebundene Privilegien erkaufen mußte und nie als ein einheimisches in das Gefüge des Staates hineingehörendes Element angesehen wurde, konnte sich seine eigene kommunale Verwaltung entwickeln und das eigene Recht auf alle Gebiete des Lebens ausdehnen. Das Wachsen der russischen Herrschaft endlich hat dazu geführt, daß die Juden, die bisher Insassen getrennter Länder waren, zu einer Einheit zusammengeschlossen wurden. Rußland, Polen, Litauen und die Ukraine, auf dem Wege ein Weltreich zu werden, wurden den dortigen Juden in geistiger Beziehung zu einem zweiten Babylon. Dazu kommen noch die besonderen kirchlichen Zustände in diesen Ländern und das Vor-

herrschen Byzanz' und Roms. In Gold wird der Gekreuzigte geprägt, seine Wunden werden in grober Weise rot markiert; an den häufigen Feiertagen, die ein Drittel des Jahres verschlingen, ziehen durch die Straßen religiöse Prozessionen, laut singend und den Juden verhöhnend; in den Bethäusern Jahves aber sammelt sich bei Sonnenaufgang und Untergang wie am Abend, dreimal täglich sein abgehärmtes Volk zum Beten und zum Anrufen seines Namens. Gott, der Herr aller Welten, der Allmächtige und Allgewaltige, der in Araboth, im obersten Himmel, thront und von Tausenden seiner Engel umgeben ist, die ihn stets preisen und seine Dienste tun, freut sich kindlich, wenn die Betstuben da unten sich seinetwegen füllen und die Lobeshymnen von Menschenkehlen erschallen.

Schon durch seine Kleidung zeichnet sich der Ostjude von der christlichen Umgebung ab. Der Spruch ‚Kleider machen Leute' hat hier einen höheren Sinn, da der Rock eines Mannes auch etwas über seine Gottesfurcht aussagt. Der Jude, der kein eigenes Territorium besitzt und nach einer ethnischen Einheit strebt, hat sich hinter seine traditionellen Kleider verschanzt, und der lange Rock bietet ihm Schutz für seine Eigenart.

*

Die Religion des Durchschnittsjuden ist, wenn man von den Extremen absieht, nicht allein Sache des Glaubens sondern eher ein Ding des Erkennens und, wenn man so sagen darf, häusliche Sitte. Der Glaube an Gott, den Lenker alles Geschehens, ist bei den meisten kein Glaube mehr, sondern ein Wissen, ein Wissen, wie vom Wetter und den Jahreszeiten. Daß der oberste Richter Gerechtig-

keit liebt und Unrecht mißbilligt, ist eine selbstverständliche Sache. Auf die Sünde folgt die Strafe, auf die gute Tat der Lohn — beides ist so gewiß, wie daß es in einer geheizten Stube warm ist, daß man in einer ungeheizten dagegen friert. Auch das Befolgen der religiösen Vorschriften und der strengen Zeremonien ist bei ihrer Stabilität nicht mehr Folge der Frömmigkeit, sondern Lebensgewohnheit. Man wäscht sich die Hände vor dem Essen und spricht den Segen, wie man mit seinem Nachbarn einen Gruß austauscht, und das lange Nachtischgebet ist gleichsam das letzte Tischgericht. Was aber im Großen den frommen Sinn erhöht und die Seele weckt, ist wieder die Gewißheit der Einzigartigkeit des Judentums und daß es im Mittelpunkt der ganzen Welt stehe.

Schon mit Noah hat Elohim seinen Bund geschlossen, er schloß ihn aufs neue mit Abraham, sodann mit Moses und den Propheten. Auch mit den Lehrern des Talmuds wurde dieser Bund erneut und mit den Schriftweisen, die jeweils auftreten. Die Thora, die schriftliche wie die mündliche Lehre, ist ein Werk und wird von einem Gedanken getragen: Israel zum wahren Diener Jahves zu erziehen. Das war der Sinn der Schöpfung, und so schuf Gott die Welt in sechs Tagen, jeden Tag an Israel denkend. Der Glanz der Sonne wäre siebenmal größer gewesen als er jetzt ist; das Licht des Mondes käme dem der Sonne gleich, wenn nicht die Schlange erschienen wäre und den Menschen aus dem Paradiese vertrieben hätte. Seitdem begann das Reich des Satans . . . Das Volk der Lehre wollte nicht im gerechten Wandel verharren, es begann die lange Reihe von Züchtigungen und Wiedervergebungen. Abkehr folgt auf Einkehr, Strafe auf Gnade, Völker kommen und Völker vergehen, Elohim

Zebaoth hat aber noch immer mit den Geschicken Israels zu tun.

Das ist der Grundzug der religiösen Vorstellung aller echten Juden im allgemeinen und der der östlichen im besonderen. Man ist ein schwaches, an Zahl wahrlich nicht großes Volk; man ist über alle Länder der Erde zerstreut; seit jeher wurden die Vorfahren verfolgt und gemartert, und mit unsanfter Hand wird man noch heute angefaßt; dann die schweren Sorgen des Alltags. Gott wollte es aber so haben, und er hat es so eingerichtet.

Im ganzen waren es, bei aller Einheit des jüdischen Bewußtseins, zwei Richtungen, die einander bekämpfend und eine jede sich hartnäckig behauptend, im Osten ihre rechte Stätte gefunden haben: die vielverzweigten Lehren des Talmuds und die auf das eine hinausgehende Kabbala. Der erste wollte nur strenge, gesetzestreue Juden erziehen, die ohne Rast in der Schrift forschen und ohne Murren alle Gebote befolgen; die andere wollte den Sinn des Menschen auf das Höhere lenken. Von diesen zwei Welten, Talmud und Mystik und ihren Wirkungen wird noch die Rede sein. Dagegen nimmt die eigentliche Quelle der beiden Richtungen, die Bibel, die Bücher des Gesetzes und die Psalmen ausgenommen, nicht mehr die Stellung im religiösen Bewußtsein der Juden ein, die man erwarten sollte. Dieser Prozeß der Verdrängung der biblischen Bücher durch die Produktionen der nachbiblischen Zeit ist übrigens alt und hat sich vollzogen, lange bevor die Juden den osteuropäischen Boden betreten hatten.

Und sonderbar; als ein kleiner Teil der Juden im Osten zum Studium der Bibel zurückkehrte und das Urschrifttum wieder hervorholte, war die Wirkung des

erneuten Studiums beinahe antireligiös; die darauf entstandene neuhebräische Literatur trug einen durchaus weltlichen, zuweilen geradezu ketzerischen Charakter.

Noch eine Erscheinung verdient hervorgehoben zu werden. Die jüdische Religion der Diaspora stützt sich in all ihren Wandlungen auf eine zum großen Teil geschriebene Tradition. Um zu ihr zu gelangen, bedarf es aber umfassender Kenntnisse, eines durch fleißiges Studium erworbenen Wissens. So ist es gekommen, daß zwischen dem einfachen Volke, das immer dem Wissen fern blieb, und den Trägern der religiösen Überlieferungen seit jeher ein gewisser Antagonismus herrscht... Schon im Talmud zeigt sich eine Kluft zwischen dem Chawer, dem Gelehrten, und dem Am-Haarez, dem Manne der Scholle, und diese Kluft besteht in gewissem Sinne noch heute. Darauf ist auch zurückzuführen, daß das arbeitende jüdische Volk im Osten sich der Revolution zugewendet hat, womit eine stille Absage an die Stammesreligion verbunden ist. Die geistig Vernachläßigten und die von den religiösen Führern sich immer abhängig Fühlenden glaubten damit einen Weg gefunden zu haben, auf dem sie die Herren wären.

Religion trennt nicht, sondern vereinigt, sie muß einheitlich wirken und sich als Ganzes manifestieren. Nur im Ganzen liegt die Gewähr der Unversiegbarkeit und des Bestehen-Könnens.

VOM BETEN

In uralten Zeiten, als Israels Stämme noch nicht vereinigt waren, hatte jeder Gau, jede Sippe, jedes Haus eine Höhe und einen Altar, auf denen man den Schutzgöttern opferte. Da war jeder Hausherr oder sein erst-

geborner Sohn der Priester. Zu jeder Stunde konnte man die Hilfe der Geister anrufen oder ihnen sein Dankopfer darbringen. Das geopferte Zicklein oder die dargebrachten ersten Früchte brannten im Feuer auf den Steinen, der Rauch stieg nach oben, und so hielt der Mensch Zwiesprache mit den oberen Mächten.

Nach der Zentralisierung des Gottesdienstes in Jerusalem wurde das Opfern zu einem öffentlichen Schauspiel. Dreimal im Jahre, zu den hohen Festtagen, pilgerte das Volk von allen Enden des Landes nach der Burg der judäischen Könige. Ein jeder zog mit Weib und Kind, Knecht und Magd in die Residenzstadt, wo ein glanzvoller Tempel allen offen stand. Die Ansammlung der Massen, der Prunk der Fürsten und Machthaber, die Prachtgewänder der Priester, der Gesang der Leviten und das geräuschvolle Opfern verfehlten nicht seine Wirkung auf groß und klein.

Jahve war nicht nur der Bundesgott, der im Allerheiligsten wohnte und von den Cherubim über dem Gnadenstuhl beschirmt war, sondern auch der Fest- und Kriegsgott, der Segner der Ernte und Beschützer der Herden.

Mit der Zerstörung des Tempels trat an die Stelle des Opfers das Gebet. Damit war wieder ein Bindemittel zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer gegeben. Abraham gab dem Morgengebet Gestalt, Isaak prägte das Nachmittagsgebet, Jakob das Abendgebet. Moses, Hanna, Daniel und Esra beteten vor Gott, David sang die Psalmen. Allmählich entstand das Achtzehngebet mit den Vorgesängen. Das Kirchenjahr hatte soundsoviele Neumondstage, soundsoviele Fest- und Fasttage; für jede besondere Gelegenheit wurden gebundene Hymnen und

freie Gebete angeordnet; die meisten für die Gemeinde, einige für die Vorbeter. Bräuche häuften sich auf Bräuche, das Gebet wurde eiserner Bestand des Ritus.

Das Gebetbuch enthält Danksagungen, Gesänge, lyrische Ergüsse und Klagelieder über die Not Israels. Das Volk trägt Trauer über die Zerstörung Jerusalems und erfleht die Wiederkehr der Zeit, in der man, wie ehemals, in den heiligen Stätten wird räuchern dürfen. Das Fasten, die Seelenzerknirschung ist nur eine kleine Abschlagszahlung für das Opfern. Das Beten ist aber auch wiederum eine Reinigung: man erlangt dadurch Vergebung der Sünden. Im Bethaus wird auch täglich Bekenntnis vor dem Herrn Zebaoth abgelegt; die Bündnisformeln werden bekräftigt, der Mensch fühlt sich gestählt und gewinnt Ruhe vor dem Satan.

— Hast du dir des Morgens, nach dem Gesetze, die Hände gewaschen und die unreinen Geister vertrieben, so sprich den Dreisegen: Gelobt sei der Herr, daß ich nicht zu den Sklaven gehöre! Gelobt sei der Herr, daß er mich nicht zum Weibe gemacht hat! Gelobt sei der Herr, daß ich kein Heide bin! — Und dann kommt das tiefsinnige Gebet: ‚O Gott mein, die Seele, die Du mir gegeben hast, bleibt immer rein. Sie ist von Dir erschaffen worden und durch Deinen Odem kam sie in mich. Du bist ihr Hüter, solange sie in mir ist, Du wirst sie von mir nehmen, wenn meine Zeit um ist, und sie mir wiedergeben, wenn der Tag der Gerechten anbrechen wird. Alsolange aber sie mir innewohnt, will ich Dich loben, Du Gott mein und Gott meiner Väter.‘

Ich übertreibe nicht. Das ist der stärkste religiöse Moment im ganzen Jahrmarkt der vielen Gebete und Gesetzesverrichtungen. Das ist der Sabbattropfen im Werktage.

Abstrakte Bezeichnungen, wie: Der Herr alles Geschehens, der Zeitlose und Unsichtbare, Gott, der keinen Körper hat und einer körperlichen Gestalt nicht ähnlich ist, gehen einem nicht recht zu Gemüte. Wenn aber ein Jude die Worte ausspricht: Der Gott meiner Väter, oder die Formel rezitiert: O Gott unserer Ahnen, gedenke des Bundes, den Du mit ihnen geschlossen hast, — dann erzittert alles in ihm, dann ist er nicht mehr er selbst, und auch einer, der im gewöhnlichen Leben eine untergeordnete Stelle einnimmt, zählt hier mit und wird mit einem Schlage zum Glied eines ganzen Stammes.

Man weiß nicht, woher diese Kraft kommt; alle Türen der Seele werden erbrochen, und ein verborgenes Licht durchstrahlt den Menschen. Das Leben des Einzelnen ist kein Pfefferkorn wert, schlägt aber eine solche Stunde, da kommt man unter den Bann einer Vergangenheit, die wie eine dämonische Gewalt aufsteigt und alles unter sich zwingt. Auch das roheste Herz kennt Augenblicke solcher Andacht. Ein jeder horcht auf, wenn das heilige Land erwähnt wird, und die lange Sehnsucht nach der Erlösung ist nie für eine Weile stumm geblieben...

DER TALMUD

Der Talmud ist die geistige Burg der Juden, in der sie sich seit Jahrhunderten verschanzt und in der sie sich häuslich eingerichtet haben. Er ist kein einziges, nach einem Plane angelegtes Werk, sondern er bildet eine Reihe von Werken, die ineinander verschlungen sind, von denen aber auch eines das andere abschreibt und anders deutet. Schlägt man einen Traktat auf, so

findet man keinen eigentlichen Anfang und kein Ende. Es werden keine speziellen Meinungen geäußert, keine festen Thesen aufgestellt und keine unumstößlichen Lehrsätze geprägt. Jede Behauptung ist nur ein Ungefähr, und wo zwei über die Auslegung eines Gesetzes miteinander streiten, kommt ein dritter und lehrt etwas ganz anderes in seinem eigenen Namen oder im Namen seines Lehrers. In bezug auf die Ueberlieferung herrscht augenscheinlich die peinlichste Genauigkeit; niemand wird wagen, an der Vergangenheit zu rütteln, an dem Gewesenen und von altersher Geheiligten auch nur ein Jota zu ändern — dem hat bereits Mose und der ganze Stab der Weisen für alle Zeiten einen Riegel vorgeschoben: wendet euch von dem, was wir euch lehren, weder zur Rechten noch zur Linken, tut von eurem nichts hinzu; bewahre, daß ihr etwas davon abzieht! Und doch wird in keinem Buche der Juden an der mosaischen Lehre und der der Propheten so herumgemodelt wie im Talmud. Eben diese Auslegungen und Erklärungen wie die mitunter bei den Haaren herbeigezogenen Beweise und Vergleiche sind insgesamt nichts anderes als der zweite Teil der Sinaioffenbarung und werden im Gegensatz zum Bundeswerk oder der Schrift ‚Die mündliche Lehre‘ genannt.

Das Aushalten und Verharren bei einem Thema ist die schwächste Seite des Talmuds, das Springen von einem Gegenstand zum anderen vielmehr die einzige Art des Vortrages. Es beginnt zum Beispiel in trockener sachlicher Weise ein Disput über Gebetformeln, davon kommt man auf eine Reminiszenz aus der Zeit Abrahams oder Davids, davon auf die Erwähnung eines Vorfalls, der sich in Jamnia oder Cäsaräa abgespielt haben soll, daran

knüpft sich die Erklärung irgend eines Verses im Buche Hiob, nebenbei wird Bileam, der Israel in der Wüste Arges angetan hat, ein Fußtritt versetzt. Ein anderes Kapitel beginnt mit der Behandlung von Rechtssachen, bald aber verliert man sich in den verschiedensten Gebieten. In einem Abschnitt ist von Zeugenvernehmung die Rede, und es wird mit scharfen Worten auf die Bedeutung des Schwures hingewiesen; bald wird von Gott, bald von den Engeln, bald vom Satan gesprochen. Wir finden im Talmud medizinische Lehren, astronomische Aufstellungen, Berechnungen über die Abgaben zur Zeit des Tempels, agrarische Vorschriften, Armengesetze, Besprechungsformeln für Geisterbeschwörungen, gelegentliche Aeußerungen über Sitten und Bräuche der Völker. Zitate werden aus allen Teilen der Bibel genommen und als Beweise angeführt; sieht man aber in der Schrift nach, so haben die Verse an Ort und Stelle einen anderen Sinn. Für den kleinsten Schriftgelehrten wird Achtung verlangt, und jeder Verstoß gegen die Männer des Lehrhauses mit dem Banne bestraft; bald aber wird dieser oder jener Prophet gerügt und weder Elias noch Moses selbst geschont. Und derselben Buntscheckigkeit begegnen wir auch in der Form. Dialoge wechseln mit Sprüchen ab; indirekte Rede wird mit direkter vermischt; in einem und demselben Abschnitt wird bald aramäisch, bald hebräisch gesprochen; hier häufen sich die Wiederholungen bis zur Unerträglichkeit, dort herrscht eine mathematische Knappheit im Ausdruck, die dem Scharfsinn und dem Deutungsvermögen des Lesers viel Spielraum bietet.

Der Talmud hat einen in gewissem Sinne lexikalischen Charakter. Den Ordnern kam es darauf an, recht viel zu verzeichnen und alles nur Wissenswerte hineinzu-

bringen. Der Vortrag befolgt ein bestimmes Schema; es fehlt meistenteils die Wucht und die innere Begründung. Es gibt aber eine Unzahl von Fragmenten, die einen im Bann halten; von besonderer Wirkung ist die Legende, die Parabel und der Spruch. Die Sentenzen im Talmud sind unübertroffen. Für alle Lebenslagen kann man sich aus dieser Rüstkammer einen Spruch holen; von diesen sind manche belehrender und ermahnender Natur, manche rügen und spotten der menschlichen Schwächen, manche geben von den verborgenen Gängen der Seele Kunde. Diese Stücke aber, die, nur halbwegs geordnet, jeder religiösen und Weisheitsliteratur zur Zierde gereichen würden, büßen viel von ihrer Wirkung ein dadurch, daß sie in allen Teilen dieses Schrifttums zerstreut und mit unwichtigen Dingen vermengt sind. Das Tiefste und Weltumfassende wird nur wie nebenher ohne jede Feierlichkeit gesagt. Dem Redakteur des Talmuds war es offenbar einerlei, ob er Allegorien, Geistergeschichten, Heroensagen in seine Kompendien notierte oder von Reinigungsvorschriften und Speisegesetzen redete. Wir haben im Talmud vor uns die keuschesten Menschen, die ein Wort um zehn vertauschen, um nur nicht das Böse beim Namen zu nennen, dabei fehlt es selbst an Anstößigem nicht. Die talmudischen Lehrer sind mitunter Menschen ohne Galle und Leidenschaften, die nichts anderes vorhaben, als das Werk Gottes zu verrichten; mitunter aber sind es Naturen, die von Eifersucht gegeneinander verzehrt werden, und es fliegt bei manchem Disput ein recht giftiger Pfeil. Das Lehrhaus ist des Schriftgelehrten Welt.

*

Der Talmud rief ein Schrifttum hervor, das von viel größerem Umfang als er selbst ist. Gleich nach seiner Abfassung begann man, Auszüge aus ihm zu machen. Es häuften sich die Kompendien; Kommentare und Erklärungsschriften wuchsen ohne Zahl. Jede Hochschule hat eine besondere Art in der Auslegung des Talmuds geschaffen. Es entstanden Streitigkeiten, die die gesamte Judenheit zu zerreißen drohten. Wer ordiniert werden und die Befugnis erhalten wollte, als Lehrer und Richter in Israel zu wirken, mußte soundsoviel Traktate des Talmuds auswendig lernen und unzählige Fragen aus dem Stegreif beantworten können. Es galt als eine besondere Kunst, das Ende des einen Traktates mit dem Anfang des folgenden kasuistisch zu verbinden. Tag und Nacht wurde der Talmud studiert, Geschlechter haben der Erforschung seiner Geheimnisse das Leben geweiht.

Die Juden des Ostens und die des eigentlichen Orients sind jetzt die alleinigen Erben des talmudischen Wissens. Der Talmud ist ihnen kein historischer Gegenstand, sondern eine Sache des Lebens. Einzelne Abschnitte aus den fünf Büchern Moses werden jeden Sonnabend im Bethaus aus einer Pergamentrolle vorgelesen. Darauf wird ein Abschnitt aus den Propheten rezitiert. In den Elementarschulen ist die Bibel das eigentliche Lesebuch, aus dem die Kinder lesen und übersetzen lernen. Der Talmud aber ist das hohe Ziel, und auf ihn gehen alle Bestrebungen aus. Wäre nicht der Talmud, so wäre nicht nur die Kunde des Gesetzes, sondern alles Wissen von Natur und Welt versiegt. Das Studium des Talmuds macht weise, klug und fromm, und wer in ‚seinen Gewässern zu schwimmen' versteht, wird hochgeehrt. Wenn einer drei Söhne hat, von denen einer ein Handelsmann

wird, der zweite ein Handwerk ergreift, so wird der dritte dem Studium des Talmuds geweiht, und dieser ist dann die Zierde seiner Sippe. Jede Mutter wünscht sich einen schriftkundigen Sohn, ist sie aber nur mit Töchtern gesegnet, so muß wenigstens ein Eidam in den Gesetzen Bescheid wissen. Auf den Tag folgt die Nacht, nach sechs Wochentagen kommt der Sabbat, vor jeder Mondwende wird der erste Tag des Monats ausgerufen und dann gefeiert. Dreimal im Jahr eröffnen sich einem die Freuden der hohen Festtage. Den tieferen Sinn aber aller Gebote und Vorschriften zu verstehen, ist allein dem Talmudkenner gegeben. Wohl muß es Leute geben, die den Acker bestellen, die Häuser bauen und für die irdischen Bedürfnisse sorgen. Von hundert Menschenkindern kann sich nur eines der Lehre widmen. Die Arbeit aller anderen gilt den Mitteln, die Arbeit dieses einen — dem Sinne des Lebens.

VOM RABBINISMUS

Den Grundstein zur mündlichen Lehre legten die Männer der großen Versammlung. Mit diesen begann die Zeit der Soferim oder der Schriftgelehrten. Das Werk der Schriftgelehrten wurde von den Vätern des Talmuds gesammelt und erläutert. Nach den Talmudlehrern kamen die Geonim, die Großen der Halacha, und die Gesetzesforscher. Die Häupter der Lehrhäuser waren die Hüter des väterlichen Gutes. Fast in jedem Geschlecht lebte einer, der das große Erbe übernahm und es bei seinem Hinscheiden in eines anderen Hand legte. Zieht man ferner in Betracht, daß es von Moses bis zu den Männern der großen Synagoge eine Traditionskette gab, und daß wiederum einige Gebote von Adam, Seth, Noah und den

Erzvätern auf Moses gekommen sind, so besteht das Reich der Lehre in festem Gefüge seit der Erschaffung der Welt bis auf heute.

Man kann schlechterdings von einer jüdischen Kirche sprechen. Ein Leben außerhalb des synagogalen Judentums gab es in der Diaspora nicht. Die jüdische Gemeinde ersetzte den Staat. Wenn einer dem Herrn diente und die Gesetze befolgte, so zahlte er nur eine verbriefte Schuld ab. Auch die fromme Handlung wird von dem Standpunkte der Gemeinnützigkeit aus bemessen. Der Einzelne gehört der Gesamtheit an. Wollte einer über die engen Grenzen hinaustreten und gehorchte er dem Triebe seines Geistes, so kam er bald in Konflikt mit seiner Umgebung. Die Zahl der Ketzer und Abtrünnigen im Judentum ist nicht klein. Hielt man sich an das Herkömmliche, so vertrocknete im Innern vieles; ging man abseits, so zerbrach der Wille durch das Alleinsein.

Im litauischen Lande erfuhr das rabbinische Judentum nach manchen Nöten von neuem eine Befestigung. Elia Wilna, gemeiniglich der Gaon genannt, wurde den Juden ein zweiter Akiba. Schon als Knabe tat er sich durch seinen Scharfsinn hervor. Mit neun Jahren hatte er bereits viele Teile der mündlichen und schriftlichen Lehre und ihre Kommentare erforscht. Zwölf Jahre alt, kannte er sich in allen sieben Wissenschaften aus. Ihm wurden Gaben zuteil, wie sie vor ihm kein Mensch besessen hatte. Er kannte kaum den Schlaf und entsagte allen körperlichen Bedürfnissen; er tat keine vier Schritte, ohne einen Abschnitt der Lehre vor sich herzusagen. Sein Fleiß war ohne Grenzen. In jedem Buchstaben der Schrift, in jedem ihrer Punkte sah er ein Gebot. Alle Welten galten ihm

als die Pforten der Thora. Der Gaon hat jeden Stein der Sinai-Lehren von neuem untersucht und ihn wieder an den gehörigen Platz gesetzt. Und das geschah mit einem finstern Ernst und mit der Schwere eines Naturgesetzes.

Das litauische Judentum hat sich im Sinne des Gaons weiter gebildet und sein Gepräge angenommen. Ein ganzer Stamm nahm auf sich das Joch des Gesetzes und stellte sich in den Dienst der Thora. Die Vorstellungen vom Gottesvolk, vom Knechte Jahves, verblaßten, der Bundesbegriff wurde verdrängt: der Mensch, der ein gebrechliches Wesen ist, sollte sich seinem Gotte nicht gleichstellen. ‚Es ist nicht der Wille des Schöpfers, daß man ihn lobe und preise, sein Verlangen ist nur, daß man ihm gehorche.' Die Schrift enthält soundsoviel Gebote und soundsoviel Verbote; wer nur gegen eins verstößt oder die Worte eines Weisen geringachtet, der schadet seinem Leibe.

Das Studium der Lehre muß ununterbrochen vor sich gehen; es dürfen keine Pausen gemacht werden; auch darf man keinen Teil der Thora dem andern vorziehen. Es gab Talmudschulen, die auch ihre Nachtschicht hatten, damit die Worte Moses: Forschet in der Schrift Tag und Nacht — buchstäblich in Erfüllung gehen. Vom Gaon erzählt man, daß er einer schwierigen Talmudsstelle wegen, in die er vertieft war, seine Tochter, die ihm nach jahrelanger Abwesenheit einen Besuch abstattete, einen ganzen Tag warten ließ, bis er sie begrüßte.

Das Judentum hat in seiner Geschichte viele Fromme und Geistesgrößen aufzuweisen. Dagegen fehlt es an Einzelnen, an einem Einzigen, der von Gott gesandt, allen Geschlechtern das Heil verkündete. Und nun war einer erschienen, zu dem man emporblickte, einer, dessen

bloßer Name wie der einer Institution wirkte. Hier konnte sich das Geschick des Judentums zum Teil entscheiden. Der Mann aber, dessen Macht auf die Massen so groß war, hat nicht mehr gewollt, als den alten Verordnungen neu zu dienen, sie tausendfach zu erforschen und den Zaun des Gesetzes, an dem man Jahrhunderte hindurch gebaut hatte, noch höher zu machen.

Die Vorsehung, die Geschlechter vergehen läßt, bis sie den Auserwählten schickt, hat mit der Sendung des Gaons nicht mehr erreicht, als daß ein Schritt, der von vielen bereits getan worden war, von einem großen Manne wiederholt wurde.

RELIGIÖSE ROMANTIK

Eine unendliche Trauer lagerte über dem Herzen des jüdischen Volkes. Seit der Zerstörung des Tempels war der prophetische Geist versiegt, und nur durch die strenge Erfüllung der Gebote konnte man sich Gott nähern. Der nationale Zusammenbruch war durch die Sünden der Väter gekommen, die Schuld aber für die Lebenden nicht abgetragen. Die schweren Nöte der langen Wanderschaft vermehrten noch den Druck. Mit der Erneuerung der Mystik und dem Wiederaufleben der religiösen Extase begann sich der Ring zu lockern. Die Seele feierte ihre Auferstehung.

Gottes Reich ist allein die Gnade und die Liebe. Über dem ‚Jerusalem von unten‘ gibt es ein ‚Jerusalem von oben‘, und wo eine Läuterung stattgefunden hat, ruht die Schechina . . .

Im Judentum war immer die Lehre und das geschriebene Wort die Quelle der Weisheit. Wer von Gott erfahren

und seine Wege erforschen wollte, mußte den Schleier der Schrift lüften. Ein namhafter Kabbalist griff in seinem Wissensdrang sogar zum Latein; er fastete danach vierzig Tage, um die Sprache des Satans zu vergessen. Nun aber hieß es, man solle den Ewigen in seinen Werken erkennen; an Stelle des Nachdenkens und Grübelns trat das Schauen.

Alles, was da ist, was wird, ist in dieser Gestalt noch nicht da gewesen; die Natur erneuert ihr Antlitz mit jedem Atemzug. Alles, was du siehst, das ganze ewige Walten ist ein Lob auf den Namen des Herrn, der sich in allen Sphären kundtut und in jedem Tun offenbart. Es gibt kein Unten und kein Oben, kein Vor und kein Nach, nichts, was groß oder klein wäre, überall ist Gott gegenwärtig, und auch der Wille ist seine Tat. Den Tag über tragen die Geschöpfe Freud und Leid und stoßen aufeinander. In der Nacht kommt die große Besinnung. Keine Schuld und keine Macht des Bösen bleibt haften, wenn der Morgen wieder zu neuem Leben erwacht und der fromme Mann seinen Leib ins frische Wasser taucht.

Wenn ein Vogel sich unter die Menschen verirrt, wenn ein Fisch im Netze zittert oder wenn ein Tier auf dem Wege stehen bleibt, so soll es wie eine Verheißung, wie ein Gebot gedeutet werden. Steigen die Wolken zum Himmel, so ergeht ein Ruf zur Andacht; kommt Wind und Wetter, so erhebe man sich und spreche den Segen. — Menschensohn, du brauchst nur deine Ohren aufzutun, um zu horchen, deine Augen zu öffnen, um zu sehen. In jedem Winkel der Erde findest du das Wunder, und auf jedem Stein kannst du deinen Altar bauen. Die ganze Schöpfung ist eine Entfaltung; alles lebt vom Lichtglanz des Ewigen.

Die Frömmigkeit besteht nicht im Ausüben der Gebote, im bloßen Vollziehen einer guten Tat, sie ist vielmehr wie ein Wunder, das uns überkommt. Es gibt Seelen von solcher Reinheit, daß die Welt nicht imstande ist, ihre Größe zu ertragen. Man betet nicht, um etwas zu erreichen, sondern aus dem Glück der Erhebung und der Selbstgeburt. Die Liebe zu Gott ist wie die zum Weibe. Wählt nicht zwischen der und der Satzung. Wer vermag zu scheiden groß und klein, hoch und niedrig? Wer weiß, was in einem Tropfen enthalten ist, wer kann die Ewigkeit messen? Ob man sein Leben mit dem Singen von Psalmen zubringt, oder mit einem Kruge Wasser auf den Schultern durch die Jahrmärkte zieht, um das dürstende Vieh zu tränken — auf jede Weise kann man Gott dienen. Was ich erlebe, ist nicht allein mein Leben, sondern eine Fügung der göttlichen Vorsehung, die tausend Dinge verkettet und tausend Wege einschlägt, um eine Absicht zu verwirklichen. Die einzelne Tat ist nicht etwas vom All losgelöstes; wäre heute dieser Segen nicht gesprochen, diese fromme Handlung nicht vollzogen worden, so wäre ein Riß durch die Welt gegangen, und der Tageslauf wäre um ein wichtiges Geschehen gekommen.

Der Schriftgelehrte verachtete die Männer der Scholle und versagte dem Unwissenden Schutz und Erbarmen. Nun wurde Milde und Versöhnung gepredigt. Siehst du deinen Feind kommen, so geh ihm eine Strecke entgegen. Einen Sünder sollst du nicht verstoßen, weil es Gott nicht haben will, daß du sein Ebenbild richtest. Und kommst du in Versuchung, dich zu überheben, so lege dich vor die Schwelle des Bethauses, damit ein jeder auf dich trete.

Die Lehre vermochte nur große Meister hervorzubringen; nun tauchte der Heilige in seiner ganzen Glorie auf. Wer solche Furcht vor Gott hat, daß er sich vor seinem Antlitz zu verbergen sucht, wer auf einen Grashalm nicht zu treten wagt, weil in jedem Fußbreit Erde ein Schimmer des Ewigen vorhanden ist, für den haben nicht nur Hillel und Akiba, sondern auch der Gesetzgeber und die Propheten umsonst gelebt.

‚Jedes Geschlecht, heißt es in einem mystischen Buche, hat seinen Moses, der das große Geheimnis erkannt hat, und es kommt darauf an, daß die Menschen von ihm erfahren. Ist das geschehen, so dämmern die Tage des Messias. Horchen aber die Menschen zur Stunde nicht auf, so bleiben sie im Nacken der Dinge, im ewigen Exil.‘ — —

ÜBER CHASSIDIM UND ZADDIKIM

Der Chassidismus ist eine mystische Richtung im Judentum, die Anfang des achtzehnten Jahrhunderts aufgekommen ist, und der noch heute ein großer Teil der östlichen Juden angehört. Zaddikim sind die Seele, die Träger dieser Bewegung, besonders seitdem sie sich zu einer weltlichen Macht ausgebildet hat und eine feste Institution geworden ist. Das Wort Chassid bedeutet fromm, das Wort Zaddik gerecht.

Von Zaddikim, von Gerechten, die Sodom vor dem über sie verhängten Strafgericht beschützen sollen, spricht schon Abraham in der Bibel. Nach einer alten Überlieferung und einem Volksglauben soll es in jedem Zeitalter sechsunddreißig Gerechte geben; diese leben in Armut und Elend, sind von niemand gekannt, durch ihre

große Reinheit aber und stetes Verweilen bei Gott sind sie die Beschirmer ihres Geschlechts und bewahren es vor dem Untergang.

Chassid nennt sich bereits der König David in den Psalmen. Eine Schar von Chassidim kämpfte bei der Erhebung der Makkabäer. Im Talmud finden sich Geschichten von Männern, die den Beinamen Chassid tragen, und die durch eine besondere Frömmigkeit einen anderen Typus als die eigentlichen Gesetzlehrer darstellen. Berühmte Chassidim und Moralisten gab es auch im Mittelalter. Chassidim waren viele der Märtyrer, die auf die Scheiterhaufen sprangen und den einigen Gott bekannten.

Der eifrigste Gegner des Chassidismus, der Gaon Rabbi Elia aus Wilna, der die neue Lehre in Bann tat und ihre Anhänger ächtete, wird ebenfalls Chassid genannt.

Das Judentum hat, ungeachtet seiner langen Wanderschaft und der vielen Erschütterungen, in allem eine gewisse Kontinuität bewahrt, nicht nur in dem, was seinen Besitz und sein Erbe ausmacht, sondern auch in dem Fortbestehen der alten Gegensätze. Es kennt einen Gott, es hat eine Lehre und ein Gesetz, aber ein vielverzweigtes, von verschiedenen Strömungen durchzogenes Schrifttum wurde ihm zuteil. Zuerst herrschte der Kampf zwischen Heidentum und Prophetentum, zwischen Urisraelitentum und den Tendenzen Judas; nachher zwischen Priestertum und Lehre, zwischen Essäertum, seinen extremen Ausstrahlungen und dem Schriftgelehrtentum. Aber auch im rabbinischen Judentum, das den Sieg davontrug, wucherten die messianischen Bestrebungen und eschatologischen Vorstellungen weiter fort. In der jüdischen Religionsphilosophie des Mittelalters erwachte der spekulative Hellenismus. Die Kabbala, die mystische Lehre der Juden

knüpfte an die alten Mysterien an und baute eine eigene Ideenwelt vom Urwillen und vom Urbösen und von der Not alles Seins auf. Der Begriff der Erbsünde bedrängte die Gemüter, die Visionen Ezechiels und die Weissagungen Daniels warfen ihre Schatten. Ein neues Nasiräertum kam auf, eine Lebensverneinung bis zur Heiligkeit. Viele trauerten ihr Leben lang über die Vertreibung der göttlichen Majestät von ihrem Sitz und über die Entthronung Jerusalems; andere suchten den Geist zu reinigen, um in die Höhen zu steigen. Die Emanation Gottes in allen ihren Abstufungen zu erfassen, ward des Menschen Ziel, der Kosmos sollte in allen seinen Sphären durchmessen werden. Das beschauliche Leben der Kabbalisten erinnert in einigem auch an die Pythagoräer. Der Chassidismus war eine Fortsetzung der Kabbala und des Messianismus, aber in einem andern Gewande.

Ihr Stifter wurde ungefähr zwanzig Jahre nach dem Tode Spinozas und des Pseudomessias Sabbatai Zevi, der zum Islam übergetreten war, geboren; er war Zeitgenosse des Mystikers und Abenteurers Jakob Frank, der ein Schisma begründet und in der katholischen Kirche gemündet hat. Im Lichte der Geschichte hat sich ein Kranz von Legenden und Mären um das Haupt des Baal-Sem, des Lehrers der Chassidim, gebildet. Sein Vater tat Dienst bei einem König in einem fernen Lande. Er zeugte ihn, als er hundert Jahre alt war, und starb kurz darauf; der verwaiste Knabe aber wuchs heran und wurde zum Seher und Wundertäter in Israel.

In einem Dorfe am Fuße hoher Berge, fern von den Menschen, bereitete er sich für seinen hohen Beruf vor. Geheime Schriftrollen, von den letzten Dingen handelnd, die vor ihm nur viermal auf Erden gesehen worden

waren, wurden ihm offenbart. Er las sie durch und schloß sie wieder in einen Felsen ein; daselbst sind sie bis heute verborgen. Israel Baal-Sem beschwor die Geister, bändigte den Satan; er heilte Kranke und Besessene und erlöste die Seelen, die nach dem Tode herumirren. Auf sein Geheiß gab der Himmel Regen in den Tagen der Dürre, sein Segen war Gesetz. Er hatte Eingang in die Hütten der sechsunddreißig verborgenen Gerechten und durchmaß Hunderte von Meilen an einem Tage, um einen einsamen Heiligen aufzusuchen. Ihm erschien Elia, der wundersame Thisbiter; der Prophet Abia von Silo, der mehr als zwei und ein halbes Tausend Jahre vor ihm gelebt hatte, war sein himmlischer Lehrer. Nur eins war ihm versagt; gleich wie Mose durfte er das Land der Verheißung nicht schauen, damit der Tag der Erlösung nicht vor der Zeit hereinbräche.

Niemand vor ihm gewann solche Macht über die Menschen; man lief ihm in Scharen nach und küßte den Saum seines Kleides. Er aber war kein Träumer, kein Visionär; er war nur ein Meister und ein Weissager und hatte die Schlüssel zu den oberen Regionen. Seine Lehren sind nur kurze Weisungen in Form von Gleichnissen und Sprüchen. Sie sprechen von Wesen und Erscheinung, von Seelenwanderung und von der Vermählung des Menschen mit dem All. Sie geben den Dingen eine metaphysische Weite, auch das Gemeine hat seine Weihe. In Bezug auf die Trennung der Völker und die Stellung Israels unter den Nationen aber haftet ihnen eine gewisse Enge an. — —

Seine Jünger, die eigentlichen Apostel der Lehre und Begründer des chassidischen Schrifttums, waren alle von schlichter Größe, und ein jeder suchte von neuem

den rechten Weg. Wie die ersten Christen zogen die Frommen unter das Volk. Es galt zu verteilen und Trost zu spenden. Wer nicht die gräßlichsten Wunden eines Juden küssen kann, wer nicht alles verschenken kann, auch sein Seelenheil, der wird nicht in den Himmel kommen. Betet zu Gott, daß er euch arm mache; beugt euch vor der Not des andern. Wollt ihr stark sein, so brecht euren Willen. Zu Gott gelangt man nur in Demut und in Vertrauen auf seine Gerechtigkeit. Die menschliche Seele stammt von einer himmlischen Lichtquelle, daher die Hingebung und das Sehnen dorthin zurück. Ein stetes Wandern findet statt von oben nach unten und von unten nach oben. Durch Erkennen, durch Inbrunst beim Gebet und durch die reine Tat wird die Welt erneuert; durch Erbarmen und Mitleiden mit den Schwachen löst sich von allem der Bann. Zur Gottesfurcht gesellte sich die Liebe.

Der Chassidismus hat keine neue Symbolik geschaffen, sondern die alte in seiner Weise vertieft. Die T e b i l a, die religiöse Waschung und das Untertauchen im Quellwasser, an sich nichts Neues im Judentum, wurde hier fast zu einem Sakrament. Seine Aenderungen im synagogalen Ritus sind unwesentlich; geheime Bräuche kennt er nicht. Was früher Sache einzelner war, derer, die ihr Leben der Erforschung der Schrift geweiht hatten, wurde durch ihn ins Volk getragen.

Aber wie einst aus den einfachen Lehren der Evangelien nach und nach der Kirchenstaat mit all seinem Prunk und seinem Aufwand hervorgegangen war, so ist auch der Chassidismus bei seiner zunehmenden Ausbreitung in das Gegenteil von dem, was er suchte, umgeschlagen, und in einer viel kürzeren Zeit. Das Priesteramt der

Lehrer, zu dem vorher nur die Berufenen kamen, wurde erblich. Statt Gott in Armut zu dienen, begann man dem Reichtum zu huldigen und baute Paläste und Tempel. Es entstanden wahre chassidäische Dynastien; der Heilige verschwand, der Zaddik und Wunderrabbi gelangte zur Herrschaft.

Der Zaddik lebt in Hoheit und bewegt sich nur unter einer Schar von Dienern. Nur selten zeigt er sich der Menge, umso größer die Bewunderung und der Glaube an ihn. Gilt er doch als der Vermittler, als einer, der durch das leiseste Gebet Wunder verrichtet. Er ist Vater, Ratgeber in jeder Not, nimmt den Kranken ihre Last.

Die Residenz eines Zaddiks wimmelt stets von Pilgern, die von nah und fern hierherkommen. Reichlich sind die Gaben der um den Segen Bittenden, dazu kommt noch eine jährliche Steuer aller Gläubigen. Die verschiedenen Häuser der Rabbis befehden einander, schließen aber Heiraten nur unter sich. Sie pflegen die Künste, besonders die Architektur; sie fahren in den schönsten Wagen aus und besitzen die edelsten Pferde. In ihren Gemächern sind alle Kostbarkeiten der Erde aufgestapelt. Es gab einen Rabbi, der auf einem silbernen Throne saß. Das Auftreten der Zaddikim und ihre Bewegungen haben etwas ungemein Aristokratisches und Abgeklärtes. In diesem märchenhaften Luxus und zugleich klösterlicher Abgeschiedenheit hat sich ein Frauentypus ausgebildet von fast duchsichtiger Schönheit. Stirbt aber ein Rabbi vor der Zeit und hinterläßt einen unmündigen Sohn, so versieht dennoch die Mutter mit Hilfe ihrer Ratgeber die Regentschaft, bis dieser heranwächst.

Es waren wirkliche Höfe mit all ihrem Glanz und ihren Fährnissen.

MIEDZYBORZ

Miedzyborz, die Wirkungsstätte des Rabbi Israel Baal-Sem, ist eine alte, zur Zeit der Kosakenaufstände viel behelligte und in der Leidensgeschichte der Juden nicht unbekannte Stadt. Sie sah Tataren in ihren Mauern, war lange polnischer Besitz und bildet in den letzten Jahrzehnten das Lager von etlichen russischen Bataillonen. Die Kasernen liegen weit ab vom Weichbild des Ortes. Den Eingang zur Stadt versperrt eine alte Türkenfestung; man muß erst um diese herum, um in das Innere zu gelangen. Die Straßen führen aufwärts, sie sind nicht unsauber gehalten; die ein- und zweistöckigen Häuser, meist gelb getüncht, mit breiten Veranden und kleinen Giebeln lassen durch ihre Einförmigkeit eine eigene Wirkung aufkommen. Den Mittelpunkt der Stadt bildet das Rathaus, ein massiver alter Bau, der den ganzen Marktplatz einnimmt und an dessen vier Seiten sich offene Läden, Verkaufsstände und Buden befinden. Des Abends, wenn das Soldatenvolk sich frei vom Dienst hier herumtummelt, hat das Ganze einen orientalischen Zug.

Das Wolhynienland bietet für die Volksernährung nicht viel, und so sieht man auf dem Markte neben den nur spärlichen Erzeugnissen des Bodens viel Tand, getragene Schuhe, Stricke, bunte verstaubte Tücher, alte Uniformstücke, Riemen usw. Der schwere Kampf ums Dasein hat das ältere Geschlecht gebeugt und das jüngere gezwungen, über den Ozean zu gehen und in weiter Ferne eine Existenz zu suchen. Vergeblich sucht man bei den Einwohnern nach Spuren einer Tradition. Von den alten Zeiten sind nur wenige Überreste geblieben.

Das Beth-Hamidrasch des Israel Baal-Sem, das er schon vorgefunden haben soll, wird außerhalb der Betstunden von niemand besucht. Die Wäude sind fast verkohlt, und es überkommt einen ein Gefühl der Beklemmung, wenn man diese düstere Stätte betritt. Die Bücherschränke stehen offen, sie sind fast leer, das ewige Licht brennt schon lange nicht aus Mangel an Öl; der Platz, auf dem einst der Meister saß, ist mit einem Brett vernagelt.

Ein schmaler Pfad führt über Wiesen nach dem alten Friedhofe zum Grabe des Lehrers. Man hat hier die ganze Stadt im Rücken. Der Verkehr ist auf diesem Wege spärlich, der Wanderer ist seinem Sinnen überlassen. Den Hügel, auf dem sich die Ruhestätten befinden, erreicht man nach einer Stunde. Der Zaun des Gottesackers ist halb eingesunken, die Vorhalle ist im Verfall; eine alte Frau reicht einem einen rostigen Schlüssel, der sich aber als unnütz erweist, da das Schloß längst erbrochen ist.

Die Gräber sind von äußerster Dürftigkeit. Überreste eines kleinen alten Zeltes überdachen das Grab des Baal-Sem; dieses trägt keine Inschrift und ist dem Fremden nur an den vielen Bittzetteln, die von Gläubigen hingelegt worden sind, erkennbar. Zur rechten und zur linken Seite des Stifters ruhen seine Jünger. Zu einer Stimmung kommt man nur, wenn man weiß, was diese Frommen gelehrt und gewollt haben.

Von größerer Wirkung ist eine Pilgerung zum Brunnen des Baal-Sem, der eine Viertelmeile von der Stadt liegt und in ein tiefes schattiges Tal eingebettet ist. Es besteht die Sage, daß Rabbi Israel jene Gegend zu seinen beschaulichen Spaziergängen zu wählen pflegte. Einst überraschte ihn hier die Dämmerung, und er sah sich genötigt, das

Abendgebet unter freiem Himmel zu verrichten; es war aber kein Wasser zum Waschen der Hände zu finden. Da sah er einen Stein liegen und er hieß ihn, Wasser aus sich quellen zu lassen. Und siehe da, der Stein öffnete sich, wie es einst zur Zeit Moses geschah, und es begann aus ihm Wasser zu sprudeln; von Stund an wurde der Brunnen zu einer Heilquelle für Kranke und Sieche, die hier ihre Genesung fanden.

So redete damals das Wunder zum Menschen; jetzt aber ist die Quelle im Abnehmen begriffen und droht zu versiegen. Ein Symbol für den Niedergang des Chassidismus . . .

SPRACHE UND LITERATUR

ARAMÄISCH UND JÜDISCH-DEUTSCH

Ich will hier nicht von den politischen Konstellationen und von den geschichtlichen Ereignissen, die die aramäische Sprache unter das jüdische Volk verpflanzt haben, sprechen; nicht von den äußeren Ursachen, welche diese große Sprachverschiebung bewerkstelligt haben, will ich ausgehen, sondern lediglich von der Tatsache, daß einst eine Schwestersprache das heimische Hebräisch verdrängt und sich an seine Stelle zu setzen gesucht hat. Inwiefern die Anfänge dieses historischen Geschehens zeitlich auf das babylonische Exil oder gar schon auf den Zusammenstoß der Juden mit den Aramäern zurückgehen, und wie es kommen konnte, daß gerade mit dem Erlöschen der Aramäer als Volk ihre Sprache zu dieser Ausbreitung gelangte, dies alles soll in den Kreis dieser Erörterungen nicht hineingezogen werden. Nur darauf möchte ich hinweisen, daß der Uebergang vom Hebräischen zum Aramäischen mit der Zeit zusammentrifft, wo das Hebräertum dem Judentum Platz machte, und in der jüdischen Seele die Wandlung von Kriegshärte und Prophetensturm zu Gesetzestreue und religiöser Beschaulichkeit vor sich ging. . . Was man aus dem hebräischen Granit nicht hätte hauen können, was als Verlängerungslinie der Sprache eines Amos oder Jesaia nicht gut möglich war, suchte man durch ein fremdes Sprachidiom zu erreichen. Das Judentum brauchte einen neuen Ausdruck für das, was sein Wesen geworden war, und dafür eignete sich das Aramäische durch seine weiche, schmiegsame Art sehr wohl. Abraham Geiger hat diesen Vorgang am richtigsten mit den Worten charakterisiert: „Die aramäische Sprache wird Sprache des Judentums, und wenn sie auch

nicht dessen Ausfluß ist, so trägt sie doch sein Gepsäge."

Es war gleichsam eine zweite Ehe, die das jüdische Volk mit einer Sprache einging, und diese war von Dauer und von Segen. Und bald stellte sich auch die Legitimität ein; man begann sich die Sache so zu konstruieren, daß schon Adam, der erste Mensch, aramäisch gesprochen hatte. In der Phantasie des Volkes entstand die Vorstellung, daß die Lehre vom Sinai ebenso aramäisch wie hebräisch gegeben war, und bis auf heute sind die Targumim ein integraler Bestandteil der heiligen Schrift; das aramäische Targum gehört zu den Büchern der Thora, wie zum Tempel die Asara und zu Moses sein Bruder Aaron. . .

*

Ich will schildern, wie diese beiden Sprachen in meiner Kindheit auf mich einwirkten, noch bevor ich von Gleichnissen und Symbolen recht wußte. Das Hebräische in seiner stählernen Fassung galt in meiner Phantasie als das männliche Prinzip, wogegen das Aramäische durch seinen milden, gedämpften Ton mir als Sinnbild des Weiblichen vorkam; und immer, wenn ich das Wort ‚Adonai' aussprach, fühlte ich mich in einer ganz anderen Welt, als wenn ich an die ‚Schechina' dachte. Vor dem Gott Zebaoth und Elohim Eljon hatte ich eine namenlose Angst, und mein Herz bebte, wenn ich von seiner Strenge aus dem Munde der Propheten vernahm, — der da wie ein Sturm kommt, den Sünder wegzufegen und den Frevler zu vernichten. Die Schechina aber flößte mir immer Trost und Zuversicht ein; und wenn ich mich bei einer bösen Tat ertappte und sie mich reute, dachte ich an sie, die ewig gütige, verbarg mein

Antlitz und weinte still wie ein Sohn vor seiner Mutter. — Das, was ich hier erzähle, ist nicht bloß etwas Persönliches, sondern es gibt im gewissen Sinne ein Bild von der Vorstellungswelt des jungen Geschlechtes im frommen Ghetto. Obgleich der erste Sprachunterricht mit dem Hebräischen anfängt, gibt doch das Aramäische den ausschlagenden Ton im jugendlichen Gemüte. Der hebräische Lobgesang: ‚Baruch schem kebod malchuto' ist lange nicht von der Wirkung wie der aramäische: ‚Jehe schme Raba mebarech l'olem almaja' im Totengebet, dem ‚Kaddisch'. Und schon dies allein, daß dieser wichtige Segen der aramäischen und nicht der hebräischen Sprache zugefallen ist, beweist zur Genüge, wie weit die erstere in der Volksseele die Oberhand gewonnen hat.

Erst später, wenn der Knabe heranwächst und der Sinn für Rhythmus sich in ihm regt, beginnt er die Sprache der Bibel zu verstehen. Da kommt das Hebräische, groß und majestätisch, und winkt ihm von weiter Ferne. Wie klingen ihm dann die Worte des Psalmisten: ‚Du hast den Mond geschaffen, o du Allmächtiger, das Jahr danach zu teilen; die Sonne weiß ihren Niedergang. Du lässest die Finsternis ausbreiten, daß es Nacht werde; da regen sich alle wilden Tiere, die jungen Löwen brüllen nach Raub und suchen ihre Speise vor Gott dem Herrn.' — ‚Gott der Herr ist unsere Burg!' erschallt es in seinem Ohr. — Und bei allem verschwindet nicht das talmudische Bild von der ‚Kneseth Israel', die tiefverschleiert in Witwenkleidern dasitzt und über ihre Kinder trauert, die, vom Tische des Vaters verstoßen, unter den Völkern zerstreut sind. — Aus diesen zwei Welten kamen das Hebräische und das Aramäische; sie setzten sich fest in unsere Seele und rangen in unserer Seele.

Das Aramäische zu charakterisieren, würde soviel heißen, wie den nachbiblischen Geist des Judentums beschreiben, so eng sind sie miteinander verbunden. Die Knappheit des Ausdrucks und die prägnante Kürze sind für das Wesen des Aramäischen das Bezeichnende; daher ist sein Heimischwerden bei einem Volke, dessen Sprache so reich an Synonymen ist, und in der die Sätze förmlich wie Wellenschläge aufeinander folgen, ohne eine totale Umwandlung in seinem Innern kaum zu begreifen. Im Hebräischen blühte die Lyrik, die prophetische Rede, es herrscht der erhabene Ton und die Kraft des Befehlens, im Aramäischen klärte sich alles zur Lebensweisheit; es soll nicht befohlen, sondern gelehrt werden; das Gute ist hier nicht wie eine Naturgewalt, die hereinbricht, sondern mehr Maxime und moralische Sentenz. — Im Hebräischen wird alles von einem langen Atem getragen, und das Pathos ist das oberste Gesetz; in der aramäischen Epoche aber ist alles auf den Spruch zugespitzt. . . Nicht die Wogen der Propheten trugen in der Zerstreuung das Schifflein Israels, sondern die Sprüche der Weisen halfen von nun an bei den Schlägen des Schicksals. Ein Volk, das den Wanderstab ergriffen hat, hat nicht so viel Zeit, bei den Dingen zu verweilen, wie eines, das auf seiner Scholle sitzt. So kam es, daß die langen Reden eines Jesaia und Jeremia von dem kurzen Satz und der weisen Sentenz abgelöst wurden. Der Weg von der schriftlichen Lehre zur mündlichen führt durch die Gleichnisse Salomonis, aber auch diese sind dem jetzt heimatlosen Juden nicht so geläufig und stehen seinem Leben nicht so nahe, wie die talmudischen Lebenslehren. Das vermag die Sprache, wenn sie zum Heim wird.

*

Und merkwürdig, eine dritte Sprache ist in das Reich der Juden gedrungen; es war keine blutverwandte Sprache wie die aramäische, sie war nicht aus Sem gekommen, sondern aus Jafet. Eine Sprache heidnischen Ursprungs zog in die Zelte Jakobs und kleidete sich in das Gewand der hebräischen Schrift. Eine fremde Sprache wurde uns zur Heimat; wir wußten nicht mehr, daß wir nicht im eigenen Lande lebten. Als Gott zu Abraham auf Hebräisch sagte: ‚Lech, lech mearzecho', hat er es ihm gleich verdeutscht: Zieh fort aus deinem Lande. Und uns Kindern waren in der Schule das Hebräische und das Jüdische wie die beiden Augen im Kopfe, die immer nur eins sehen. — —

So werde ich nie den Schrecken vergessen, der mich erfaßte, als ich in der „Jeschiwa' hörte, wie man einem Jünger aus dem Kaukasus den Talmud russisch übersetzte, da er das Jüdische nicht verstand; das Russische hieß damals bei mir die Sprache der Heiden. Und als mein Herz sich nach dem Geiste der Völker sehnte, da trieb es mich nach Deutschland, ich möchte beinahe sagen, nach dem Mutterlande meiner Sprache.

Von allen Seiten drangen auf unsere Vorfahren die Sprachen der sie umgebenden Nationen. Diese Sprachen waren aber alle dem Wechsel der Geschichte unterworfen; allein das Jüdische und für die Juden des Orients das Spagnolische blieben bestehen. Das Jüdisch-deutsche ist die Sprache des jüdischen Volkes schlechthin. Nur Leuten von besonderer Frömmigkeit gilt sie als profan, und sie bedienen sich ihrer an Wochentagen; am Sabbat aber holen sie die hebräische Sprache hervor gleichwie sie den Sabbatrock anziehen. In denselben Häusern aber, wo die Männer sich am Sabbat an der heiligen Sprache

erbauten, hielten die Frauen ihre Zwiesprache mit Gott in dem Volksdialekt. So entstanden die Hunderte von rührenden Frauengebeten, sogenannten ‚Tehinot‘, und frommen Ergüssen, ja, eine ganze Reihe von Erbauungsschriften in der jüdischen Volkssprache. Diese Frauenbücher schöpfen zwar meist aus der Agada und dem Midrasch und bedienen sich verschiedener Brocken und Sagen sowie frommer Aussprüche aus dem Talmud, alles jedoch ist hier von einem milden Licht übergossen. Der Mensch redet zu Gott wie zu einem Vater; die Weisen und Lehrer sind die gütigen Fürsprecher...

Auch ein großer Teil der Volkserzählungen, jener anonymen Geschichten von den Taten der Frommen, von Bösewichtern, die ein schlimmes Ende nehmen, von verlassenen Königstöchtern, die wieder erlöst werden, von den Messiastagen und dem Sturz des Satans sind in der jüdischen Sprache aufgezeichnet worden. In diesen Erzeugnissen findet das einfache Volk, was sein Inneres bewegt; es hat sein Himmelreich auf Erden.

*

Die jüdisch-deutsche Sprache, im Satzbau noch immer dem deutschen Geiste nahe, mit vielen slavischen Wörtern vermengt und einer Unzahl hebräischer Wendungen bereichert, die hier übrigens mehrfach einen ganz anderen Sinn haben, hat bei dieser ganzen Zusammensetzung einen eigenen Charakter und fußt auf sich selbst, wie eine neue Schöpfung; sie ist eine historisch gewordene Synthese zwischen Eigenem und Fremdem... Das Jüdischdeutsche ist nicht als ein deutscher Dialekt zu betrachten, der auch von Juden gesprochen wird, sondern es ist im Laufe der Zeit zu einem jüdischen Gebilde geworden.

Und wie reich ist diese Sprache, wie mannigfaltig in ihren Grundtönen und Nüancen! Aus tausend Splittern zusammengefügt, ist sie immer einfach und ganz in ihrem Kern; mitunter ist sie von einer Derbheit, wie sie das jüdische Ohr bis dahin nicht vernommen hat; im Spott wirkt sie geradezu vernichtend. Sie frönt im allgemeinen einer Skepsis, die bei einem religiösen Volke auffallend ist; und hört man den typischen Jargonjuden sprechen, wie er Welt und Leben mit kurzen, scharfen Sätzen abtut und dabei guter Dinge ist, so glaubt man ein Stück Koheleth vor sich zu haben, aber ohne dessen Bitterkeit und Lebensverachtung. Das hindert aber nicht, daß derselbe Mann ein anderes Mal wieder elegisch und sentimental wird und in reines Verzücken gerät. Einerseits fand in der jüdisch-deutschen Sprache der alte Antagonismus zwischen dem Am-Haarez, dem Manne der Scholle, und dem Manne der Schrift seinen Ausdruck: der einfache Jude aus dem Volke, der schwer arbeitet und keine Zeit und Lust zum frommen Studium hat, ist bis auf den heutigen Tag dem gelehrten Manne nicht gut gesinnt und spottet über den Heuchler, ‚der mit seinen langen Schaufäden Gott betrügt'; anderseits ward sie zum Hort der Volksreligion und des frommen Sinnes.

Die Kraft der jüdisch-deutschen Sprache liegt in der Gebärde und in der Mimik; nicht aus dem Wortschatz entsteht ihre Wirkung, sondern aus der Stellung der Worte. Zum Schildern, zu malerischem Darstellen reicht sie kaum aus; dafür aber eignet sie sich gut für den Dialog. Die Kunst, das Innere eines Menschen durch einen Nebensatz bloßzulegen, ist ihr in einem Maße eigen, der zuweilen verblüffend wirkt. Es ist eine Sprache von lauter Sprichwörtern, und in jedem Augenblick schmiedet sich jeder seine eigene Sentenz.

Keine geschriebene Grammatik, keine Lehrgesetze, die in der Schule eingeprägt werden, stehen dieser Sprache zur Seite, und doch ist alles in ihr streng gesetzmäßig gehalten, und sie hat ihren Klang und ihre volle Schönheit.

Und nun bedenke man, daß es eine Sprache ist, die doch immer zwischen zwei Nebenbuhlerinnen ihre Stellung behaupten muß, daß sie nicht allein, sondern neben dem Hebräischen und Aramäischen besteht; und vergegenwärtigt man sich ferner, daß das jüdischsprechende Volk samt seinen Sprachgütern unter fremden Völkern lebt und auf fremdem Boden, ohne jede staatliche Garantie und Hilfe seine Schätze pflegt, dann kommt einem die ganze Erscheinung der jüdisch-deutschen Sprache und ihr Wachsen wie ein Wunder vor.

ZWEI LITERATUREN

Das Wiedererwachen der neuhebräischen Literatur fällt in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und trifft mit dem Auftreten Mendelsohns in Deutschland zusammen. Die Juden begannen sich vom rabbinischen Judentum abzuwenden und zu dem bis dahin vernachlässigten Studium der Bibel zurückzukehren. Das wirkte belebend auf die Gemüter; man fing an, Lobgesänge auf Sonne, Mond und Sterne zu schreiben, man übte sich in der Nachahmung der Psalmen und schrieb sentimentale Gedichte. Vom künstlerischen Standpunkt aus gesehen, ist hier Bleibendes nicht geschaffen worden, die Wirkung aber war groß und tiefgehend: nach der langen theologischen Knechtung war das Hervorheben des Schönen und der Wohlklang der Worte etwas ganz Neues und wirkte befreiend auf die Geister.

Auf diese Periode, gewöhnlich die Sammlerperiode genannt, folgt die eigentliche klassische Epoche dieser Literatur. Der Schwerpunkt wurde von Deutschland, wo die Juden in Sprache und Gesittung sich mit den Deutschen zu assimilieren begannen, nach Litauen, Polen und Rußland verlegt; dort konnte sich das neue Schrifttum mehr ausbreiten.

Ein Arzt in Galizien, Isaak Oerter, und ein Kurländer, M. A. Günzburg, sind die Begründer der modernen hebräischen Prosa. In Litauen entstand sodann eine Lyrik von wirklichem Gehalt und von reiner poetischer Form. Ein Dichterpaar Lebensohn, Vater und Sohn, waren ihre Träger. Und da kam etwas ganz Neues in diese Welt: die Epik, die nach den großen Denkmälern Ruth und Tobias fast gänzlich erloschen war, ist wie durch ein Wunder wieder auferstanden. In Kowno lebte ein Lehrer, namens Abraham Mappu, der schuf den hebräischen Roman. Mappu ist der typische orientalische Erzähler, bunt und glühend in seinen Farben, reich und schwungvoll in seiner Sprache. Das Wasser quillt, die Bäume atmen Frieden, und der Himmel leuchtet in seinem ewigen Blau. Nur wo die Menschen hinkommen, ist das Gute gut und das Böse böse. — Auf Mappu folgten zwei Romanschriftsteller: Peter Smolenskin und Ruben Braudes, die objektiver ins Leben schauten und mehr auf dem Boden des Realen standen. Die Romane von Smolenskin sind breit gehalten, mehrbändig, ganze Epochen schildernd und mit einem starken Zug ins Abenteuerliche; dem Autor ist es mehr darum zu tun, das Böse zu geißeln und das Gute zu loben. Braudes war ein echter Künstler und ein ruhiger Erzähler; sein Reich war die Schönheit, er selbst war ein Bettler und starb in Elend.

Es war damals eine bewegte Zeit; auch die schöne Literatur war voll vom Kampfe des Neuen mit dem Alten, der Aufklärung mit der Tradition, und der Zwiespalt zwischen Vätern und Söhnen bildete das Hauptthema der erzählenden Kunst. Mit dem Dichter Jehuda Leb Gordon, der damals auftrat und in den Reihen der Kämpfer stand, erreichte die hebräische Epik ihren Höhepunkt. Gordon war aber auch ein bedeutsamer Lyriker und Fabeldichter; er war vielseitig in seinem Schaffen und von bleibender Wirkung.

In der dritten letzten Periode der hebräischen Literatur ist die Form des Romans im Abnehmen begriffen, und seine Stelle nimmt die Novelle ein. Schon Gordon hat der kleinen humoristischen Erzählung den Weg gebahnt, und diesen betraten die Novellisten Brandstetter und David Frischmann. Der letztere war bestrebt, die neuhebräische Literatur in größeren Kontakt mit der europäischen zu bringen. Man begann, über Kunst zu raisonnieren. Das rein Menschliche sollte das spezifisch Jüdische verdrängen, und eine moderne Richtung kämpfte sich durch.

*

Ist die neuhebräische Literatur, da sie sich einer Schriftsprache bedient, die nicht mehr gesprochen wird und erst mit schwerer Mühe erlernt werden muß, nur für wenige bestimmt, so ist die jüdische Literatur, die allen zugänglich ist, Volksliteratur. Die Anfänge der neuen jiddischen Literatur nehmen ihren Weg durch das Volkslied und die anonyme Erzählung.

Aisik Meïr Dick ist hier zuerst zu nennen. Er legte den Grund zu neuen Formen und hatte der epischen

Volksdichtung vorgearbeitet. An zweiter Stelle steht Wolf Ehrenkranz, ein Dichter, der zu seinen Liedern auch die Melodien komponierte und, überall wandernd, sie vorzutragen pflegte. Ihm folgte Abraham Goldfaden, der diese Art Kunst zum Singspiel erweiterte.

Im Volke lebte ein Bedürfnis nach dem gesprochenen Wort, und so entstand auch bald das jüdische Theater. Was hier geboten wurde, war freilich primitiver Natur; in die Trauerspiele wurden zu angenehmer Abwechslung lustige Szenen eingeschoben, und während der Darstellungspausen sangen die Schauspieler Arien und Volkslieder. Doch waren in den Darbietungen Keime dramatischer Kunst enthalten, und diese hätten sich auch entwickelt, wenn die russische Regierung nicht gekommen wäre und dem jüdischen Theater ein jähes Ende bereitet hätte. So konnte die jiddische Literatur nur als Leseliteratur fortleben. Die Erzählung wird das breite Feld, das nun gepflegt wird. Die Schriftsteller Isaak Joel Linetzki und M. A. Schatzkes taten sich als Satiriker hervor; sie waren zu ihrer Zeit die gelesensten. Nach ihnen kam Schalem Jakob Abramowitz, der größte und fruchtbarste jüdische Erzähler; er hat es unternommen, in einer Reihe von großen Werken die alte, absterbende, jüdische Welt zu verewigen. Er ist weitschweifig, gemächlich in seinen Schilderungen, und doch kommt es ihm nicht auf das Detail, sondern auf die Symbolik des Ganzen an. Er war es auch, der vom Leben der niedrigen Volksschichten zu erzählen begann und darauf hinwies, was dort zu finden sei. Abramowitz ist der reifste Dichter des Ghetto. Der herumreisende Buchhändler Mendele, der alle seine Geschichten erzählt, verkörpert in sich die Gestalt des ewigen Wanderers, der in der einen Hand die Thora, in

der anderen den Bettelstab hält. Er träumt vom Himmel und hat es schwer auf dieser Welt; Gott ist ihm zugetan, und er hat seine Sorgen um Weib und Kind. —

Abramowitz reiht sich der große Erzähler und unvergleichliche Humorist Schalem-Alechem an. Dieser hat die Tiefen des Volkes ergründet und seine Sprache wie kein anderer erfaßt. Er spricht nicht von sich und seinem eigenen Leiden, sondern er läßt die Menschen auftreten und von ihren Geschicken erzählen. Bei Abramowitz war der Ausgangspunkt die Idee; Israel in seiner Gesamtheit ist für ihn die Quelle. Schalem-Alechem kommt es auf das Leben des Einzelnen an, und er sieht nur die Einzelnen. Er kennt kein Grauen; auch wo es andere jammert, hilft ihm sein gesundes Lachen. Schalem-Alechem ist der größte Meister des Dialogs.

Gleichzeitig mit Schalem-Alechem wirkten noch zwei Schriftsteller: M. A. Spektor und S. L. Perez. Der erstere kam aus dem Volke und schrieb mehr für das Volk; seine Romane sind von einer behaglichen Breite und zeigen ein Gefühl für Landschaft und Natur. Perez ist ein intimer Dichter; er liebte zugleich die Schönheit und die Gerechtigkeit und versuchte irrigerweise, den hebräischen Rhythmus in das Jiddische hineinzutragen.

Auch eine stattliche Zahl von Lyrikern hat die jiddische Literatur aufzuweisen. Die bedeutendsten sind: Michael Gordon, Samuel Frug und ein Mediziner Warschawski aus Kiew.

Die jiddische Lyrik nähert sich überall, wo sie echt und wahr hervortritt, dem Volkslied. Das Volk liebt seinen Schmerz und schöpft Trost aus seinem Schmerze; das sind die Weisen, die in allen Variationen immer von Neuem ertönen.

HEBRÄISCH UND JIDDISCH

Die neuhebräische Dichtung hat mit einem Plus begonnen. Sie stützte sich auf die Bibel und den Reichtum ihrer Sprache. Was damals auf eigenem Boden wuchs, stark und kräftig, dem blauen, milden Himmel trotzend, blühte nach einer langen Unterbrechung in einem fremden Erdteil wieder auf. Die Aufklärung hatte durch den Hinweis auf die heilige Schrift und deren Studium den Weg gebahnt; für das neue Wollen fehlte das Wort und man mußte sich rückwärts wenden, um es zu suchen. Das zweitausendjährige Denken und Fühlen Judas wurde beiseite geschoben, und man flüchtete sich unter die üppigen Schatten Israels. — Das war kein Pseudoklassizismus, kein Epigonentum, sondern das Erwachen eines Gefühles für Farbe und Leben. Die Kunde des Gesetzes war bisher das Ziel des Judentums gewesen; der Einzelne verschwand in der Gesamtheit, und das Ganze war voll Wehmut und Niedergeschlagenheit. Dort aber in Israel geht die Sonne auf, es freut sich der Himmel, es blühen die Felder, und Gottes Stimme redet in allem Lebendigen, in jeglichem nach seiner Art. Dorther kam die neue Sprache; das alte Epos lebte wieder auf; man versuchte sich am biblischen Drama, und man machte Lieder aus Freude an den klangvollen Worten. Das Volk selbst stand alldem fern; im langen Winter des Exils war vieles in ihm erstarrt; die Wenigen aber, die den Ruf der Völker nach Licht und Freiheit vernommen hatten, waren von demselben Sehnen erfüllt. Es war die Zeit Goethes und Schillers. Die Umrisse einer neuen Welt wurden sichtbar. — —

*

Auch in die jüdische Volkssprache und ihre Literatur, die bis dahin nur Dienerin des religiösen Schrifttums gewesen war, drang der Geist der neuen Zeit ein. Die neujüdische Dichtung spaltete sich in die der heiligen und die der profanen Sprache. Das Hebräische hatte das historische Plus. Wie man sich aber der Volkssprache zuwendete, wurde eine Kunst geboren, die mehr mit dem realen Leben zu tun hatte.

Die neuhebräische Dichtung hat sich im Laufe der Zeit vertieft. Neben dem blinden Willen, sich von dem Erbe der Väter zu befreien, ist die Einsicht erwacht, daß das, was gewesen ist, den Nachfahren wie ein ewiger Schatten begleitet. Die Sehnsucht nach einer andern Welt ist noch immer das stärkste Motiv, das ein Dichterherz bewegt. Nur steht dem gegenüber das Alte unbesiegt, wie ein Schwur.

Der neuhebräische Dichter hat einen großen Fond in der Sprache selbst. Der architektonische Bau der Worte, die Plastik des Ausdruckes, das Symmetrische in den Buchstaben selbst gibt ihm Rückgrat und Halt. Hier ist die Heimat die Form. Das Jiddische ist umgekehrt formlos, frei und wild; aber das Volk redet in ihm. Im Hebräischen ist alles vom nationalen Weh getränkt. Das Jiddische hat mehr mit dem rein Menschlichen zu tun, mit dem Leben des Einzelnen und seiner Bedrängnis.

Die jüdische Sprache hat keine große Vergangenheit wie die hebräische, und das ist in gewisser Hinsicht ein Vorzug. Im Hebräischen ist für manchen Schriftsteller die Versuchung zu groß, sich des aufgespeicherten sprachlichen Reichtums zu bedienen. Es ist aber noch immer angenehmer, das einfache Volkswort von heute zu hören, als die Worte eines Jesaia aus dem Munde eines, der es bloß aufgeschnappt hat.

DAS NEUHEBRÄISCHE

Man denke sich einen jüdischen Jüngling, der in Rußland oder in Polen ein hebräisches Buch liest; in einem fremden Lande, unter fremdem Himmel denkt und fühlt er in einer Sprache, die auch anderswo keinen eigenen Boden hat. Ringsum herrscht der Gott der Slaven, der Jüngling selbst spricht jiddisch, seine Urahnen haben arabisch, persisch und die Sprachen der Völker gesprochen, bei denen sie ein Nachtlager gefunden haben; Bruchstücke verschiedener Kulturen streiften das Wesen des ewigen Wanderers, und doch gibt ihm die Sprache der Väter genügenden Halt, und er findet in ihr vieles von dem wieder, was sein Herz erfüllt. Es ist merkwärdig: auf natürlichem Wege, durch regelrechten methodischen Unterricht ist es schwer, in das Wesen dieser Sprache einzudringen, wogegen im Cheder, in der jüdischen Elementarschule, wo die unmöglichste Art des Unterrichtes herrscht, das Hebräische einem von selbst, wie eine innere Anschauung, aufgeht.

Man spricht immer vom Hebräischen im allgemeinen, wo es eigentlich aus zwei, beinahe verschiedenen, Sprachen besteht: der Sprache der Bibel mit ihrem gewaltigen Rhythmus, und der Sprache des Talmuds, der Sprache der Weisheit. Im Grunde gehören sie, wenn man so sagen darf, zwei Völkern an, dem alten Israel und dem späteren Juda. Die eine ist die Sprache des Volkes, das dem Schwerte einen Altar baute, die andere ist die Sprache der Lehre und des frommen Buches.

Und beide Sprachen wanderten mit dem Volke, wie einst die zerbrochenen und ganzen Tafeln des Gesetzes. Unter den zerbrochenen Tafeln ist die Sprache

der Bibel zu verstehen, die im Laufe der Zeiten den Juden beinahe abhanden gekommen ist; die Sprache des Talmuds aber ist wie die ganzen Tafeln, da sie im Volke länger lebte und zu seinem Selbst wurde. Freilich, wo es galt, das Lob Gottes zu verkünden, griff man zum Wortschatz der Bibel.

In der großen Oede der späteren Halacha verwilderte die talmudische Sprache; die Mystik, die andere Wege ging, verlegte sich mehr auf das Syrisch-Aramäische und schuf eine eigene Sprache.

Die neuhebräische Literatur führte eine Wiederbelebung beider Sprachen, der biblischen und der talmudischen, herbei. Und sonderbar, diese Belebung kam nicht durch eine Rückkehr zu den alten Heiligtümern und Hoffnungen, sondern vielmehr durch eine Abkehr davon, durch ein Neinsagen zu allem bisherigen Ja . . . Fast in jedem neuhebräischen Schriftsteller lebte ein Zerstörer und Ketzer. Der Geist der Aufklärung und der Freiheit beherrschte die Gemüter; fort mit allem, was dem im Wege steht, war die Losung. Die biblische Sprache wurde benutzt, um den Sinn für Schönheit, für das poetisch Schöne, im Volke zu wecken, die talmudische wiederum diente als Streit- und Spottmittel gegen den Glauben und die alten Sitten. Alles war von der Tendenz getragen, das Alte niederzureißen; dabei blühte die Sprache, und ein kräftiges Leben kam in sie. Freilich fehlte es dieser Literatur an dem letzten, an einem Weltgefühl, da ihre Dichter und Meister vor lauter Theologie die Mächte des Lebens selbst vergaßen. Aber schon dieser erste Schritt war wichtig, und wie abstrakt man auch dachte, dämmerte doch im Hintergrunde ein neuer Wille und der Trotz des Schaffens.

Wenn aber sonst jedes Schaffen aus einem Ueberschäumen der Kraft kommt, war das Dichten im Neuhebräischen nur der Drang nach dem unzugänglichen Leben und die stille Wehmut der Jugend, die nicht jung werden konnte. Kein Glück und kein Friede ward den Schöpfern dieser Literatur zuteil. Man war nicht des Kommenden sicher, und das Gefühl, daß schon die nächste Generation nichts mehr von dem wissen werde, was jetzt das Herz erfüllt, daß die Kinder die Sprache der Väter nicht mehr verstehen würden, bedrückte die Gemüter. Daher kommt es, daß fast allen neuhebräischen Schriftstellern ein tragischer Zug anhaftet. Während sie Segen spendeten, konnten sie der Vereinsamung nicht entgehen; und indem sie Gottes Werk verrichteten, da sie ein neues Schrifttum zu Tage förderten, war ihr Los, wie das aller in Israel, die zu schenken und auszuteilen haben.

POLITISCHES

ÜBER DEN ZIONISMUS

I

Ist der Zionismus eine Macht von der Art, daß man, ohne seine Gründe zu kennen, ohne das, was ihn hervorgerufen hat, zu prüfen, sich von ihm angezogen fühlt, im guten Glauben, daß er eine Wahrheit enthält und das Wort der Erlösung in sich birgt? Ist der Zionismus so beschaffen, daß er, wie der Sozialismus zur Religion werden kann, nicht weil er gepredigt wird, sondern weil man dasteht, mit seinem Herzen für die Not der Armen und eine soziale Gerechtigkeit herbeiwünscht? Ist der Zionismus nur eine politische Maxime, ein Schlagwort, das sich wie alle ähnlichen gebildet hat, oder weist er wirklich den Weg zur Umkehr und zur Einkehr? Ging man in den Nationalitätenkampf, nur um mitzutun, oder aus wirklicher Einsicht, daß das, was gewesen ist, nicht mehr sein könne und daß etwas Neues kommen müsse?

Nie ist ein Volk, das nicht gänzlich untergegangen ist, bis auf den letzten Mann aus seinem Boden herausgerissen worden, und nie hat es ein Volk versucht, in dieser Entwurzelung, ohne nationalen Rückhalt im Heimatlande, in der Fremde für sich zu leben und an seinen Gütern, seinem Schrifttum und seinen Eigenheiten weiter zu bauen. Die Tatsache, daß die Juden über ein Jahrtausend so gelebt haben — ich kürze mit Absicht die mit Unrecht auf achzehnhundert Jahre ausgedehnte Zahl, da die Zeit, die das jüdische Volk, wenn auch den Römern untertan, im eigenen Lande unter dem Esternarchenregime

verbracht hat, ebenso wie seine Ansiedlung im benachbarten Babylonien, wo es beinahe einen eigenen Staat gebildet hat, nicht Exil genannt werden dürfen, — daß sie ihre ethnische Einheit bewahren wollten, nachdem die territoriale Basis dazu nicht mehr vorhanden war, daß sie am väterlichen Erbe zähe festhielten, wo sie in allem auf die Gnade der Völker angewiesen waren, hat ihr Sein zu einer Ausnahme im Völkerleben gestempelt und hat sie die Konsequenzen alles dessen tragen lassen, was mit einer Ausnahmestellung verbunden ist. — Die Klagen der Geschichtsschreiber und Chronisten über die Greueltaten, die während der Zeit der Zerstreuung am Volke Israel verübt worden sind, schmerzen doppelt, weil den Gemarterten nicht geringere Schuld trifft. Denn nie darf es ein Volk so weit kommen lassen, daß es als ein Splitter, losgelöst vom Ganzen, dem Winde und Wetter der Geschicke ausgesetzt wird. Die Hebräer haben als ein natürliches Volk begonnen: die fünf Bücher Moses sprechen von Schlachten und Eroberungen nicht weniger als von Tugenden und Geboten; die Juden wollten mehr sein als die anderen Nationen und verloren dadurch, was das Leben einer Nation bedingt.

Jedes andere Volk und nicht nur eines, das sich durch Religion und Gesittung von seiner Umgebung unterscheidet, hätte dasselbe harte Schicksal getroffen, wenn es versucht hätte, ohne eigenes Land sich unter anderen zu behaupten. Mögen Wunder es bewirkt haben, daß die Juden sich so lange gehalten haben, wehe aber einem Volke, das mit Wundern rechnen muß. Israel hat sich berufen gefühlt, Licht und Wahrheit unter den Völkern zu verbreiten, und hat den Wanderstab ergriffen, hinter sich aber die Tür seiner Heimat zugeschlagen.

Haben die ersten Auswanderer nicht geahnt, welche Gefahren das Leben im Exil birgt? Das sollte erst den Späteren zum Bewußtsein kommen. Es hat ihren Gebeten und Klageliedern einen tiefen Schmerz verliehen, ein inbrünstiges Lechzen nach Heimat und Erlösung. ‚Die Kinder haben sich gegen ihren Vater versündigt, und deshalb hat er sie gezüchtigt und sie in die Fremde vertrieben.' ‚Das Exil ist nur eine gerechte Strafe für die Schuld der Ahnen'. Auf dieser Auslegung ist das ganze spätere Judentum aufgebaut, und nur kraft dieser Auslegung, daß alle Leiden nur vorübergehend sind und nichts gegen den kommenden Tag der Sammlung und Erlösung, hat das jüdische Volk vermocht, sich in der Fremde zu halten. Nicht der Universalismus, der Glaube an den großen Gott alles Seienden, hat die Juden durch alle Vernichtungsschläge getragen, sondern der Partikularismus, der Glaube an das eigene Volkstum, an den Wiederaufbau der Königstadt Jerusalem. Die Erinnerung an David und seinen Thron hat mehr Licht in die Herzen gespendet, als die an den El Zebaoth!

Mit dem Eintritt der Juden in das Leben der Völker sollte der Begriff vom Exil als von etwas Unnormalem und Vergänglichem verschwinden, da sie das Land, in dem sie wohnten, als ihre Heimat anzusehen begannen. Diese Wendung der Dinge brachte eine neue Auffassung des Judentums mit sich. Die Reformbewegung, die bald darauf einsetzte, war nicht allein aus dem Bedürfnis, die Religion zu läutern, hervorgegangen, sondern sie entsprang vielmehr der Notwendigkeit, das jüdische Leben mit der Außenwelt in Einklang zu bringen. Das Partikuläre im Judentum sollte nach und nach abgestreift und dafür das Reinmenschliche hervorgehoben werden;

damit wurde aber dem Judentum das Wesentliche genommen, es wurde mitten ins Herz getroffen ... Nationale Gebilde sind als solche begrenzt; sie bestehen nur dank der engen Schranken, die sie sich gesetzt haben, und sie fallen, wenn diese Schranken niedergerissen worden sind. Und die Juden sind ein Volk, wenn auch ein religiöses Volk; noch mehr, ein großes Stück ihrer Religion macht eben ihr Volkstum aus. Die Emanzipation war, logisch genommen, unleugbar die realste Möglichkeit weiter unter den Völkern zu leben, und sie hat auch Früchte getragen; nur war damit ein Preis verbunden, und kein geringer: aufzuhören als Juden.

Man wird dem entgegenhalten: wie kann man von einem Aufhören sprechen, wo doch gerade zur selben Zeit die jüdische Wissenschaft entstanden ist und vieles geleistet hat? Aber die Tatsache, daß ein Volk sich darauf beschränkt, nur Gegenstand der Wissenschaft zu werden, beweist, daß es mit dem Leben abwärts geht.

Das nationale Gefühl, das sich von der Gegenwart nicht mehr nähren konnte, suchte im Historismus ein Surrogat. Bloße Erinnerungen aber, Erinnerungen an Zeiten, die nie wiederkehren werden, deren Wiederkehr nicht einmal gewünscht wird und zu denen das Heute im striktesten Gegensatz steht, sind nicht Lebensfunktionen, die für ein Volk ausreichen.

Nun sagt man: das Judentum ist kein vergängliches nationales Gebilde, sondern eine Religion, deren Kraft nie versiegt, d. h. die Juden waren wohl eine Nation von Haus aus und waren auch durch die Not der Zeit gezwungen, ein abgesondertes Leben zu führen, sind aber jetzt im Begriff, in eine Religionsgemeinschaft verwandelt zu werden, seitdem sie die Sprache und Kultur der

anderen Völker angenommen haben und sich von ihnen durch nichts als durch die Konfession unterscheiden. Der Katholizismus in den protestantischen Ländern geht doch ebenfalls über die Grenzen des Vaterlandes hinaus, und dessenungeachtet können seine Bekenner gute Staatsbürger sein, die ihrer Religion treu bleiben und dabei im Dienste der nationalen Kultur stehen. — Man übersieht aber, daß bei den christlichen Völkern das Volkstum noch vor der Annahme des Christentums ausgebildet war, und daß sie, vom partikulären und engeren Stammeskreis ausgehend, sich zu einer Weltreligion haben zusammenschließen lassen; das Nationale ist demnach bei ihnen das Gewesene, das Primäre, und die Religion der weitere Kreis, das Gewordene. Die Juden aber, die den Begriff des Exils aufheben, ihr Weilen unter den Völkern als einen normalen Zustand ansehen, betreten damit den umgekehrten Weg: sie werden Deutsche, Russen, Franzosen, Italiener, Ungarn jüdischen Glaubens. Das Gewesene bei anderen Völkern ist bei ihnen ein Gewordenes, und das, was allen Völkern das Ziel war, die gemeinsame Religion, ist bei ihnen der Ausgangspunkt.

Und noch eins. Eine Religion, die bestehen will, muß sich mit allen anderen Lebenselementen verbinden. Das hat das alte fromme Judentum wohl verstanden. Ein Judentum aber ohne Juden ist wie ein Sabbat, der sich nicht auf Wochentage stützt. Religion ist der Höhepunkt des Lebens, muß aber vom Leben selbst seine Kraft empfangen und von ihm getragen werden. Ein Judentum, das auf jüdische Deutsche und jüdische Polen gestützt ist, die in allem Deutsche und Polen sind und für ihre Religion nur soviel übrig haben, wie für jedes

über den Dingen schwebende Abstraktum, kann nicht von langem Bestand sein, weil es nie zu einem Lebenssystem — das Wort hat Mathias Acher geprägt — werden kann. Die frommen Juden, die sich von der Außenwelt abgesondert haben und in allem auf sich selbst gestellt waren, haben ihr Leben einheitlich gestaltet. Das Heimatliche, das ihnen abhanden gekommen war, hatten sie sich erdichtet, und es waltete über ihnen wie eine sichtbare Macht . . .

Und ist dieser Wahn zerrissen, hat die Außenwelt einen absorbiert, so bröckelt alles allmählich ab. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß unter diesen Umständen alle Volksarbeit verlorene Mühe ist. Was heute in der Zerstreuung für das jüdische Volk getan wird, ist Abendröte, nicht Morgenröte. Abraham Geiger sagt in einem seiner Briefe: Wir sind wie Kohlen, die verbrennen, während die anderen da meinen, sie leuchten . . .

II

Der Zionismus hatte den Mut, das Stück Geschichte seit dem Eintritt der Juden ins Leben der Nationen zu negieren, es einfach zu überspringen und da anzuknüpfen, wo das jüdische Volk noch für sich hoffte und die Fahne der Erlösung festhielt. Der Zionismus ist die Fortsetzung des Messianismus. Was dort als ein Wunder erwartet wurde, sollte hier auf natürlichem Wege geschehen, es entspringt aber einem und demselben Wunsche. Der Messianismus hat aus einem richtigen Instinkt heraus zugleich mit der nationalen auch eine geistige Erlösung herbeigesehnt und wollte bei all seiner mystischen Färbung ein freies Volk und freie Geister haben; er folgte immer als eine Reaktion auf die Übersättigung mit Religions-

satzungen und Geboten und suchte dieses Joch abzuschütteln.

Der Zionismus, dem eine Abkehr von der Religion vorangegangen war, verfiel dagegen mit seinem neuen Streben in eine religiöse Romantik und glaubte durch Erweckung von Verehrungsgefühlen für die Vergangenheit die Herzen auch für den neuen politischen Wunsch zu gewinnen. Der Zionismus schlug den Weg ein, wie ihn die nationalen Bewegungen bei anderen Völkern unter ähnlichen Umständen einschlagen, ohne daran zu denken, daß hier ein anderer Fall vorlag.

Wenn zugegeben wird, daß alle Jahrhunderte der Zerstreuung ein Irrtum in der Geschichte gewesen sind, wenn man eingesehen hat, daß dem ganzen Bauen in der Fremde die tragende Grundlage gefehlt hat und daß das jüdische Volk im wesentlichen, in dem, was ein Volk ausmacht und ihm Sicherheit verbürgt, irre geleitet worden ist, daß es nach allen schweren Kämpfen und nach aller Kraftvergeudung von vorne anfangen muß, so ist nicht zu begreifen, wie man sich darauf beschränkt, an einen Judenstaat zu denken, und sich nicht erst auf das Ganze, auf das, was vorangegangen ist, besinnt . . .

Die jüdische Religion, oder richtiger der Rabbinismus hat instinktiv gefühlt, daß er bei einem synagogalen Leben viel besser wegkommt als bei einem irdischen, nationalen. Der Rabbinismus wuchs, indem er der Boden des jüdischen Volkes wurde und alle seine Kraft für sich absorbierte. Das profane Leben wurde unterdrückt, und eine priesterliche Literatur und Kultur trat an seine Stelle. Die Juden waren jedoch nie ein Volk von Priestern, und nie gelang es, ihre Herzen allem Weltlichen abwendig zu machen. Die fortwährend gehemmte Sehnsucht

nach profaner Kultur suchte immer Gelegenheit hervorzubrechen, und beim Sprengen der Mauern des Ghetto hat neben dem Bedürfnis nach Heimat und Seßhaftigkeit auch diese Sehnsucht wesentlich mitgespielt.

Lebte im Zionismus ein wirkliches Verständnis dafür, worauf es ankommt, so hätte er diesen beiden Bedürfnissen des Volkes gerecht werden müssen. Er hätte in weltlichen Dingen ebenso Nachfolger der Aufklärung werden sollen, die das Volk vom Druck des Gesetzes befreien wollte, wie er in nationaler Hinsicht Nachfolger des Messianismus geworden ist. Er hätte eine Restauration des jüdischen Volkes auf durchaus weltlichen Grundlagen anstreben sollen, allein schon deshalb, weil zu jedem staatlichen Wesen mehr weltliche Organe gehören als religiöse. Weil aber der Zionismus sich gleich mit dem starren Rabbinertum verbunden hat, hat er bewiesen, wie rein künstlich er sich konstruiert und wie er das, was ihn hätte tragen können, aus dem Auge gelassen hat. — Der Zionismus sollte ein Volk, dessen Heimat die Synagoge geworden war, wieder auf seinen Boden zurückbringen; das hätte er nur bewerkstelligen können, wenn er sich von der Synagoge abgewandt hätte, und nicht dadurch, daß er sich mit ihr verband. Der Grundfehler des Zionismus war, daß er sein neues Wollen mit dem Alten verquickte . . .

Der Zionismus hätte Satz für Satz nein sagen sollen zu allem, was ihm vorangegangen war. Auch das, was sich im Exil als erhaltend erwiesen hat, würde auf dem neuen Boden das Gegenteil hervorbringen. Die Erschwerung der Mischehen war bekanntlich die Hauptursache der Erhaltung der jüdischen Rasse und das wichtigste Hindernis der Assimilation. Dieses Hindernis, welches

sich der Auflösung der Juden unter den Völkern entgegenstellte, stellt sich nicht weniger in den Weg beim Wiedererobern des eigenen Landes, denn das Absorbieren der fremden Bevölkerung durch die eigene ist die erste Bedingung dazu. Auf diesem Wege der Mischehe hat jedes Volk, das erobern wollte, die Ureinwohner in sich aufgesogen und damit sich so vergrößert und verstärkt, daß fremde Volkssplitter sein Wesen nicht mehr alterieren konnten. Israel selbst verfuhr so mit den Kanaanitern, die es einfach in sich aufnahm. Die Mission steht im Dienste einer jeden Kolonisation wie einer jeden Eroberungsmethode, richtiger, jede Eroberungsmethode ist ohne Mission und eine Aufnahme der Urbevölkerung in den eigenen Kulturkreis undenkbar. Was Israel einst vermochte, vermag das rabbinische Volk nicht mehr. Und ist ihm diese Fähigkeit abhanden gekommen, ist die nationale Absonderung ihm ins Fleisch und Blutübergegangen, so bleiben ihm auch im eigenen Lande viele Türen verschlossen.

Aber außer der nationalen Absonderung, die die Juden als staatsbildendes Element geschwächt hat, hat ihnen auch die kulturelle Absonderung geschadet; diese konnte es wiederum nicht verhindern, daß man nach der Kultur eines anderen Volkes schielte. — Und diese Entzweiung mit sich selbst und das Hinauswollen über sich selbst wird auch im eigenen Lande vor sich gehen, solange die geistige Basis nicht anders geworden ist und eine Umwertung in bezug auf die Vergangenheit stattgefunden hat; es muß an die Schaffung einer eigenen weltlichen Kultur gedacht werden, die souverän das Leben beherrsche, wie einst das religiöse Judentum.

Und wie der Zionismus außer acht gelassen hat, was aus den Juden ohne Land geworden ist, so hat er

auch übersehen, was nun inzwischen mit dem jüdischen Lande geschehen ist. Schon die Tatsache, daß Palästina einem großen Teile der Menschheit heilig geworden und von dessen Herzen Besitz ergriffen hat, genügt, um zu beweisen, daß es den Juden nicht im früheren Maße gehört... Eine Frau, die von ihrem Manne geschieden ist und einen anderen geheiratet hat, gehört eben diesem anderen. Eines solchen Vergleiches bedient sich auch des jüdische Schrifttum. Es ist Tatsache, daß Palästina im Herzen der christlichen und islamitischen Völker einen mindestens ebenso großen Raum einnimmt, wie im Herzen der Juden. Man vergleiche die zu Tausenden und Abertausenden zählenden Reisebücher, Erforschungen des heiligen Landes und alles, was damit zusammenhängt, mit dem, was die Juden auf diesem Gebiete geleistet haben. Und je klarer einem die Weltlage im Orient wird, desto stärker muß der Zweifel werden, ob die Juden ihr Land zurückerobern werden... Kein Wunder, daß manche sich nach einem anderen Lande umsahen und an ein jüdisches Transvaal als an einen Ersatz für Amsterdam-Jerusalem dachten. Daß der Zionismus auch hier vermittelnd eingriff und den Wunsch nach eigenem und fremdem Lande zu vereinigen suchte, zeigt, wie er nicht gelernt hat, eine Sache ganz zu wollen...

III

Man hört über den Zionismus häufig folgende Aeußerung: Der Zionismus hat zwar bisher keine praktischen Resultate gezeitigt, er hat aber durch das Erwecken des nationalen Bewußtseins eine große moralische Wirkung hervorgerufen und ist schon deshalb als erlösende Tat zu begrüßen. Statt einer Bewegung also, die darauf hin-

arbeitete, eine völlige Verschiebung der Lage zu bewirken, und die eine nationale Gemeinschaft, welche mit all ihrem geistigen und wirtschaftlichen Streben seit Jahrhunderten in der Zerstreuung unter den Völkern weilt, wieder zu einem Stamm auf eigener Scholle umwandeln sollte, haben wir es mit einer geistig-moralischen Strömung zu tun, die eine Renaissance des jüdischen Volkes in der Fremde herbeiführen will. — An geistig-ethischen Bewegungen hat es auch vor dem Zionismus nicht gefehlt, und alle zerrannen sie aus Mangel an Boden. Der Zionismus war es doch, der darauf hinzielte, eine Basis für alle nationalen Güter zu schaffen. Das war eben das Neue an ihm, daß er sich nicht den vorigen geistigen Strömungen anreihte, sondern daß er im Gegensatz zu ihnen eine territoriale Einheit für alles suchte. Um so größer mußte die Enttäuschung sein, als es sich herausstellte, daß er im Grunde nicht mehr bedeutete als die vorigen Exilbewegungen.

Freilich ist es jeder nationalen Bewegung eigen, daß sie mit dem Minimum beginnt und Schritt für Schritt die Herzen für den ‚großen Morgen‘ vorbereitet. Gewiß ist für jedes Volk, das unter anderen zersplittert ist und dem Untergang droht, jedes Wecken des nationalen Bewußtseins ein Gewinn, und die Werbung einer einzelnen Seele für die gute Sache bedeutet schon eine Tat. Ein Blick auf die Nationalitätenkämpfe zeigt, wie Geschichte gemacht wird, und mit welchen Mitteln die Wiederbelebung eines Volkes angefangen wird. Schule und Haus, Schrifttum und Vereinswesen werden in Angriff genommen, nichts wird verschmäht, weil es zu unbedeutend wäre, kein Schritt wird unterlassen, der der nationalen Bewegung, wenn auch im bescheidensten

Maße nützlich sein kann. Und warum, würde man fragen, sollte die Arbeit der Zionisten geringer sein? Warum sollten sich die Juden nicht mit dem begnügen, was bei jedem Volke, das nach nationaler Freiheit ringt, das Zurücklegen einer wichtigen Strecke seines Weges bedeutet? Es ist dies aber der häufigste Fehler, der bei der Beurteilung der Lage der Juden begangen wird, daß man sie mit der anderer unterjochter Nationen in eine Reihe stellt. Die Verhältnisse liegen hier anders. Bei einem anderen Volke, welches noch irgendeinen Rückhalt im Heimatlande hat, geht mit seinem Wiedererwachen ein Wiedererobern seiner Rechte Hand in Hand. Der Einzelne braucht gar nicht fortwährend Opfer für die Gesamtheit zu bringen und mit Nachdruck auf das Nationale hinzuarbeiten; das, was er für sich erwirbt, kommt seiner nationalen Gemeinschaft zugute, indem diese mit einem kräftigen Individuum bereichert wird. Und wenn eine Generation auf halbem Wege stehen bleibt, kommt die andere und setzt dort wieder ein. Wo zwischen Mittel und Ziel eines Volkes ein räumlicher Zusammenhang besteht, bildet die geistige wie die wirtschaftliche Arbeit ein Lebenssystem. Jede einzelne Tat ist ein Teil des Ganzen und führt zum Ganzen.

Bei den Juden aber in der Diaspora besteht zwischen Tun und Hoffen eine unüberbrückbare Scheidewand. Sie sind gezwungen, in der Fremde für das tägliche Brot zu sorgen und ihre beste Kraft in den Dienst der Gegenwart zu stellen, und können nur das, was sie davon absparen, für die nationale Zukunft hergeben. Sie können nur abstrakt wollen und an etwas denken, was über dem Leben von heute steht. Die tägliche

Arbeit des Einzelnen und gerade die, welche im Interesse des an ihr Beteiligten vor sich geht und deshalb am besten gedeiht, können sie nicht für das spätere im nationalen Sinne verwerten, und so ist ihre Tätigkeit für das Volk ein fortwährendes Opferbringen, aber kein Vorbereiten, kein langsames Erkämpfen staatlicher Unabhängigkeit. Die zionistische Organisation und Agitation bedeuten nicht eine Verstärkung des Lebenspulses und nähren sich nicht von dem Blute, das in den Adern fließt, sondern von dem, das abgezapft wird ... Durch Spenden, durch kleine Teile eines Vermögens, die vom übrigen abgesondert werden und denen somit die letzte bewegende Kraft, die Kraft, die sie erzeugt hat, genommen wird, und die zu etwas Mechanischem, Unpersönlichem gemacht werden, durch Spenden soll eine Heimat gegründet werden, eine Heimat, die den ganzen Menschen braucht mit all seinen Leidenschaften und seinem Erwerbstrieb. Wie kann man ein Land gewinnen, es bebauen und zur Basis einer nationalen Existenz machen, wenn man mit seinem Leben davon abgeschnitten ist? Was vermag eine Agitation zu vollbringen, die vom Ziele ihrer Tätigkeit losgelöst ist und deshalb keine Macht hat, die Dinge nach ihrem Wunsche zu modeln? Propaganda, das Anschwellen einer Partei und das Lautwerden ihrer Wünsche sind nur dann von Bedeutung, wenn sie sich an Ort und Stelle in Tat umsetzen können, wenn sie schon durch das bloße Vorhandensein auf das Nebenstehende drücken und so die Machtverhältnisse verschieben. Was aber ist damit gewonnen, wenn alle Juden sich zum Zionismus bekennen? Unter den Völkern können sie damit nichts erreichen, weil ihnen keine territoriale und wirtschaftliche Einheit zu

Gebote steht; auf die Beherrscher der historischen Heimat einen Druck auszuüben, daß sie die Tore aufschließen, vermag eine Organisation, deren Wurzeln jenseits dieser Tore sind, ganz und gar nicht. Der Zionismus bleibt unter diesen Umständen nur eine Exilbewegung, und so wird es ihm nicht anders als den bisherigen Exilbewegungen ergehen. — —

Meiner Meinung nach ist es die größte Schattenseite des Zionismus, daß er überhaupt eine Partei gebildet hat. Damit hat er seine Existenz auf eine falsche Grundlage gestellt. Nach meinem Dafürhalten gehört in das Wesen des Zionismus seiner Beschaffenheit nach gar kein Führer und nichts, was eine Parteileitung ausmacht. Man kann sich den ganzen politischen Zionismus und die gesamte Organisation wegdenken, und die Quelle des Zionismus ist nicht versiegt. Umgekehrt, kann man sich ihn verzehn- und verhundertfacht denken, und nichts ist damit praktisch gewonnen. Nur Taten der Einzelnen, solcher, die aus eigenem Antrieb arbeiten, ohne nach Zustimmung der Gesamtheit zu fragen, führen zum Ziele.

Ich denke mir eine Anzahl von Männern, wie die, die an der Spitze des Zionismus stehen, die aber, statt dieses unfruchtbare Amt zu bekleiden und im Namen von hundert anderen aufzutreten, für sich eine Heimat suchen, sie bebauen und urbar machen. Wenn jeder Einzelne versucht hätte, sein Leben national zu gestalten und seinem Hause einen Boden zu geben, so wäre damit auch für die anderen, die sich immer einfinden, wo wirtschaftlich etwas zu holen ist, ein Stück

Heimat gewonnen. Statt des neumessianischen Zionismus, der Wunder erwartet und auf Wunder angewiesen ist, denke ich mir einen Mann wie Cecile Rhodes, der wirklich vorangeht, auch dann, wenn ihm kein einziger folgt, und der durch seinen geschäftlichen Sinn ein ganzes Land erwirbt. An Stelle des Baseler Kongresses mit dem frommen Wunsch, eine öffentlich-rechtliche Heimstätte zu begründen, denke ich mir eine palästinisch-syrische Gesellschaft, nicht auf blutlose, von Wohltätern gespendete, Aktien gegründet, sondern eine, die wie etwa die Ostindische Kompanie mit vollem Einsatz der Energie arbeitet und für sich Land erobert. Ein Mann wie Baron Hirsch hätte mit seinen Millionen ein Vorkämpfer werden können, wenn er sie nicht von der Kraft, die sie erzeugt hat, abgelöst und dem jüdischen Volke als ein totes Kapital geschenkt hätte, sondern wenn er sie dem Nutzen ihres Eigentümers dienstbar gemacht und zu seiner Machtentfaltung verwendet hätte. Dadurch allein, daß auf diese Weise jüdische Arbeiter gefördert worden wären, wäre für sie ein Vaterland erobert, und tatkräftige Pioniere wären herangezogen worden. Ich denke mir persönliche Taten statt unpersönlichen Tuns, wirkliche Schritte, nicht große Worte. — — —

GEISTIGER ZIONISMUS

I

Ich lese die zweite Vorrede zum Buche Achad-Haams ‚Al paraschath derachim' (Am Scheidewege), das in einer neuen Ausgabe erschienen ist. Es zeigt die alte Art des Achad-Haam: klar und gelassen; er will nicht als ein

Lehrmeister gelten, sondern nur einer sein, der sich hie und da Gedanken über die Lage der Juden macht.

Und die Gedanken sind: „Der Haß der Völker wird nie aufhören, solange wir unter ihnen zerstreut sind, und es gibt keinen Rat, dem abzuhelfen. Das ist das Neue, was die Zionisten eingesehen und worauf sie ihr ganzes System aufgebaut haben. Haben wir aber in der Fremde keine Hoffnung, der Abneigung gegen uns und allen ihren schweren Folgen je zu entgehen, so bleibt uns nichts übrig, als einen eigenen Staat zu schaffen, wo wir Ruhe haben werden. Und nun machten sich die Führer daran, diesen Staat zu begründen, um für alle Zeiten die Judenfrage aus der Weit zu schaffen. Das unglückliche Volk konnte sich nur freuen und ihnen zujubeln". — „Unser erstes aber, meint Achad-Haam, müßte sein, das Judentum zu beleben, noch mehr, die Begründung des Staates selbst und alle Arbeit daran müßten im Namen der Wiederbelebung des Judentums vor sich gehen. Das folgt aus der Erkenntnis, daß uns das nationale Ideal abhanden gekommen ist, daß uns vor allem eine Hoffnung und Zuversicht nottun, die uns auch in der Fremde stärkten und in unseren Leiden ermutigten". „Es ist uns, klagt Achad-Haam, das verloren gegangen, was unsere Väter besessen haben. Auch sie wußten vom Haß der Völker und trotzdem sind sie an sich nicht irre geworden, weil sie einen inneren Halt hatten und eine Wahrheit im Herzen trugen, für die sie litten. Dies zu ersetzen und dem langen Leiden Sinn und Bedeutung zu geben, vermag der politische Zionismus nicht, und deshalb will er wenigstens die gegenwärtigen Fragen lösen. Erreichte er letzteres, so könnten sich viele über die Vergangenheit trösten und die Sorge um die Aus-

gleichung der geschichtlichen Not, die Deutung des langen Ausharrens den Nachdenklichen überlassen. Nun liegt aber die Hoffnung auf eine staatliche Restaurierung in weiter Ferne; sollte sie auch in Erfüllung gehen, so wird sie die endliche Lösung nicht bringen, weil einfach nicht alle Juden hingehen und in der Diaspora nach wie vor leben würden." So verstrickt sich Achad-Haam in Widersprüche: einerseits reicht der Zionismus in seiner politischen Form nicht aus, um dem ganzen Volke das Heil zu bringen; anderseits betont er, daß unsere Augen stets nach Zion gerichtet sein müßten, denn kein lebendiger nationaler Gedanke kann in der Fremde gedeihen, wo der natürliche Boden fehlt, der das Wachstum fördert. Die Judenfrage ist nach Achad-Haam nicht bloß eine politische und rein wirtschaftliche Frage, die durch soziale und völkerrechtliche Verschiebungen zu lösen wäre, sie ist vielmehr ein historisches und religiöses Problem. Die bestehende Not geschlichtet zu haben, reicht nicht aus; es muß eine Antwort auf die Vergangenheit gegeben und deren Sinn entziffert werden. Mit der Auswanderung aus der Fremde in die Heimat muß auch ein neuer Inhalt kommen, d. h. der alte muß aufgefrischt und wieder belebt werden. Der Judenstaat, ein Staat der Juden an sich, würde nichts bedeuten, wenn er nicht ein jüdischer Staat werden würde, der das Gut der Väter pflegte und ihre Fahne trüge.

Es ist derselbe Gedanke von einer hebräischen Mission, den Achad-Haam in der Prägung, die ihm die jüdische Theologie im Westen gab, bekämpft hat. Freilich ist er bei ihm kein blutloses Schema, Achad-Haam will Odem in diesen Leib einblasen. Aber nie war die Mission eines Volkes so verstanden worden, daß man sich auf sich

selbst beschränke und gerade das Umgekehrte von Ausbreitung erzielte, und nie wird wirkliches Leben kommen, wo man sich in sich selbst vergräbt und sich von andern absperrt. — Und nehmen wir an, diese Mission sei geglückt, das Judentum sei wieder aufgebaut worden, und alle Juden kehren wie ein Mann zu den Lehren der Propheten zurück. Dann ist noch immer der Sinn aller Jahrhunderte des Exils nicht zu begreifen, da das, was nun erzielt worden wäre, vor anderthalb Jahrtausenden viel stärker und ursprünglicher bereits da war. Die Geschichte kann sich gewiß nicht zur Aufgabe gestellt haben, sich unnütz zu wiederholen und nach langer Wanderung dort anzulangen, wo sie bereits gestanden hat.

Das Wort Judentum im Munde Achad-Haams ist mehr abstrakt und unhistorisch gedacht. Würde man versuchen, das biblische Judentum herauszugreifen und dieses als die einzige Quelle des Geisteslebens zu bezeichnen, so würde Achad-Haam nein sagen, weil das Leben im Exil mit den Schöpfungen des nachbiblischen Judentums verbunden ist. Anderseits macht er der jüdischen Wissenschaft im Westen den Vorwurf, daß sie sich mehr mit dem Ghettojudentum und mit den Erzeugnissen der Diaspora beschäftige und die Urquelle, die Bibelforschung, den andern, den Christen, überlasse. Als aber die neuhebräische Literatur den großen Sprung machte und an die Bibel anknüpfte, so sah das Achad-Haam wieder scheel an, weil er die Jahrhunderte dazwischen nicht preisgeben wollte. Auch Achad-Haam weiß, daß, wenn man eine Weile mit der Kabbala mitgeht, man den Rabbinismus bis auf seine Wurzeln verurteilt. Man braucht nur seine Worte anzuführen über die Lehre der Rabbinen, die „dem Volke seine Seele

genommen und alles in ihm versteinert hat, so daß ihm nur das jämmerliche Gefühl der absoluten Ohnmacht gegenüber der Tyrannei der Schrift blieb". Kein Wunder, daß Achad-Haam für bloße Moral und für die „Religion des Herzens" eintrat und sogar in der „ethischen Kultur" das Heil sah. Das ging ihm wiederum über den nationalen Rahmen hinaus, so daß er zum historischen Judentum den Weg zurück suchte.

„Ihr sagt", ruft er den Junghebräern zu, „das Judentum sei nur der Juden wegen da, und nicht umgekehrt. Daraus gerade ergeben sich Folgerungen, die anders sind als die, die ihr ziehen wollt, denn die Annahme, das Judentum sei lediglich ein Erzeugnis des jüdischen Volkes, führt erst recht zu der Einsicht, daß es erhalten werden müsse."

Achad-Haam will nicht das Judentum weiter ausbauen, er predigt nicht eine Vermehrung seiner Satzungen, sondern er will, daß der Geist des Judentums bewahrt werde. Mich dünkt aber, daß zwischen mehr und weniger Judentum nur ein gradueller, aber kein wesentlicher Unterschied besteht, und daß damit kein neues Wort gesprochen worden ist.

Hätte Achad-Haam gesagt: Der Judenstaat ist bloß formell gedacht; er ist ein logisches Substrat, mit dem wir nichts anfangen können, weil wir im Grunde noch garnichts haben, was einen solchen Willen bedingt, so wäre er nicht in den Widerspruch verfallen, den sein Gedankengang aufweist. Einerseits fordert er ein geistiges Bauen in der Fremde und betont, daß dieses allem andern vorangehen müsse, anderseits hört er nicht auf zu wiederholen, daß jedes geistige Beginnen nur auf historischem Boden Früchte trage. Die Diaspora-Juden sollen

den Zionismus geistig vorbereiten, der geistige Zionismus wiederum soll der Diaspora Licht bringen. Achad-Haam spricht immer von einem Leben im Exil und von einem Leben im eigenen Lande, er sieht aber nicht ein, daß das Weilen im Exil nicht nur kein äußeres Geschehen ist, sondern daß es sich vielmehr aus Lebensmächten zusammensetzt, die nicht geringer sind als die, die ein Volk auf seinem eigenen Boden seßhaft machen. Dem Gegebenen nicht zu gehorchen, sich dem zu entziehen, was von allen Seiten auf einen einströmt, ist ebenso untunlich, wie dem Gewesenen, dem Erbe der Väter, den Rücken zu wenden. Glücklich die Völker, die als Erben ihrer Vergangenheit auftreten können, weil sie ein großes Stück dieser Vergangenheit nicht nur als Geerbtes besitzen, sondern als Dinge, die sie wieder erzeugen könnten, sollten sie ihnen genommen werden; unglücklich aber die, bei denen das nicht der Fall ist, die nur Wechsel auf verlorene Güter in Händen haben, ja, die um rechtlich etwas zu besitzen, neue Wechsel auszustellen gezwungen sind. . .

II

Im selben Buche ‚Al paraschath derachim' von Achad-Haam ist ein Artikel abgedruckt, dem der Stempel des Ernstes aufgedrückt ist, und der den Titel „Ein offener Brief an meine Brüder im Geiste" trägt. Geschrieben wurde er beim Ableben Dr. Pinskers, des Verfassers der bekannten Broschüre „Autoemanzipation".

Dr. Pinsker war der Sohn des großen Gelehrten Simcha Pinsker, der der karäischen Forschung den Weg bahnte und vielleicht in ihr Schutz gegen den Rabbinismus suchte. Die Hoffnung, durch die Wissenschaft des Juden-

tums das Leben selbst aufzufrischen und einen neuen Halt zu finden, ging nicht in Erfüllung... Die Dinge haben sich geändert, es kamen neue Leiden und mit ihnen neue Wünsche. Die Einsicht brach sich Bahn, daß das bloße Wissen und die Erforschung des Vergangenen dem Volke nicht helfen können. Statt des Schemas des abstrakten Judentums kam der Begriff des konkreten Volkstums auf. „Erst sein, dann wie sein!“

Dr. Pinsker schloß sich dem kleinen Häuflein an, das die nationale Fahne erhoben hatte, und widmete diesem Tun seine letzten Jahre. Eine kleine, zielbewußte Organisation war entstanden, die sich zur Aufgabe gestellt hatte, die Juden im jüdischen Lande anzusiedeln. Pinsker mußte sich aber nach und nach überzeugen, daß das jüdische Volk nicht mehr das Holz ist, aus dem man ein gesundes, unabhängiges Gemeinwesen schnitzen kann. — Er war auch zur Einsicht gelangt, daß das heilige Land durch seine politische und geographische Lage, durch sein Hineingeschobensein in die Interessensphäre der Mächte nicht geeignet ist, eine nationale Sicherheit zu gewähren. Mit schwerem Herzen sah er seinen Traum sich verflüchtigen und seine Hoffnungen zerrinnen. Nun war noch eines geblieben: wenn die politischen und wirtschaftlichen Ziele des Volkes in Palästina nicht zu erfüllen sind, so sollte man wenigstens versuchen, ihm in Zion einen geistigen Halt zu sichern. Mit diesem Bangen im Herzen starb Pinsker.

Pinsker ist nach Achad-Haams Ausführungen der eigentliche Schöpfer des geistigen Zionismus. Er, Achad-Haam, will nur der Testamentsvollstrecker dieses Gedankens sein. Was bedeutet aber ein geistiges Zentrum in Palästina, wenn es keinen sozialen und wirtschaft-

lichen Hintergrund hat? Was sollen geistige Dinge, die nicht der Ausfluß eines eigenen Volkslebens, sondern von außen her künstlich gezüchtet sind? Was Pinsker und Achad-Haam herbeisehnten, das haben die orthodoxen Juden seit längerer Zeit zum Teil zustande gebracht. Jerusalem und Zefath beherbergen ein Heer von frommen Leuten, Talmudgelehrten, Psalmenbetern, die von ihren Brüdern in der Diaspora ausgehalten werden, auf daß sie sich der Forschung in der Lehre widmen. Glaubt Achad-Haam, daß die Pflege jüdischer Wissenschaft und geistiger Kultur im heiligen Lande mehr Bedeutung haben wird, als die Erhaltung der altjüdischen Tradition? Hat er nicht selbst bezeugt, wie jämmerlich ihm zumute war, als er das künstlich gezüchtete Hebräisch im Munde der Jaffaer Schüler vernahm? Weiß er nicht, daß in Warschau und Petersburg, im Lande der Mickiewicz und Puschkin, das Neuhebräische mehr Früchte gezeitigt hat, als im Lande der Väter? Und das ist es; es läßt sich künstlich alles machen, man kann sogar den Tempel wieder aufbauen und einen Altar errichten, das himmlische Feuer aber kann man nicht herunterbeschwören, wenn es nicht von selbst kommt.

Doch nehmen wir an, das Werk Achad-Haams sei geglückt. Wir haben im geistigen Zionismus ausgeharrt und einen kleinen jüdischen Staat, richtiger eine jüdische Gemeinde im Sinne Esras und Nehemias — etwas Besseres wird sich Achad-Haam wohl kaum denken — begründet, eine Gemeinde, die zwar klein ist, dafür aber für das große Ziel der Väter arbeitet und das Reich der Gerechtigkeit und des frommen Ethos auf Erden anstrebt. Würden nicht von der einen Seite der Wunsch nach Selbsterhaltung und nach einem bestimmten Maß von

Unabhängigkeit, der die politischen und irdischen Interessen in den Vordergrund stellt, von der anderen Seite wiederum die Weltherrschaft einer europäischen Kultur, die Syrien und Kleinasien umklammert, zu einem Gegensatze dessen führen, was den Ursprung des Staates ausgemacht hat? So haben wir über kurz und lang auch in dem neuen Jerusalem Sadduzäer und Pharisäer, und es entsteht ein Riß im Herzen des Volkes... Gehen wir einen Schritt weiter. Ein Neochassidismus erwacht. Da trifft ihn der Bann, und er wird, zur Heimat hinausgedrängt, aus einem Schisma vielleicht eine Weltreligion. Ich will das weitere nicht an die Wand malen. — —

RUSSISCHES REICH

I

Von den Ursachen der Revolution

Der national-russische Korrespondent der Schlesischen Zeitung, der in seinen russischen Sylvesterbetrachtungen von der Beobachtung ausgeht, daß die Korruption in Rußland, wo sie „traditionell und dem moralischen Niveau des wenig kultivierten Volkes in mancher Beziehung entsprechend“ sei, nicht ganz die Ursache der Erschütterung im Lande sein könne, sah sich nach anderen Gründen um und fand u. a., daß das Bündnis zwischen Rußland und Frankreich und die Tatsache, daß ein autokratisches Reich mit einem Lande Brüderschaft schloß, „wo es gar keinen Zaren gebe und doch alles am besten bestellt sei“, ihre Rückwirkung darin hatte, daß die Autorität der Selbstherrschaft geschwächt wurde. Diese Bemerkungen haben vieles für sich, die Gründe zur Erschütterung des Landes scheinen mir aber auch noch anderswo zu liegen.

Ich glaube, daß die Angliederung des Königreiches Polen an Rußland viel zur Revolutionierung des Landes beigetragen hat, denn durch das Näherrücken Rußlands an Deutschland fanden die westlichen radikalen sozialen Ideen ein breiteres Tor nach dem Reiche. Man hat im Auslande keine Vorstellung von dem, was europäische Gedanken in Rußland bedeuten und was für einen faszinierenden Einfluß die extremen sozialen Theorien auf die dortige Jugend und Intelligenz haben, indem sie als Produkte der reinsten Wissenschaft gelten und als Wahrheiten, die einzig und allein die Macht haben, die Menschheit von ihren Fesseln zu befreien. Diese fremden sozialen

Dogmen waren es, die die Gemüter aufgerüttelt und sie zur Revolution getrieben haben, nicht Ideen, die auf heimatlichem Boden entstanden und aus den wahren Nöten des russischen Volkes hervorgegangen wären. So erklärt es sich, daß die Macht der revolutionären Bewegung wohl ausgereicht hatte, um das Alte wankend zu machen, daß sie aber beim ersten Versuch, Neues aufzubauen, völlig versagte ...

Und wahrlich besteht das Übel in Rußland nicht darin, daß die Güter nicht gerecht verteilt sind, sondern darin, daß sie noch gar nicht gehoben sind, daß man gar nichts getan hat, um das hervorzubringen, was bei einer erhöhten Kultur hätte erzeugt werden können. Es kommt in Rußland nicht darauf an, daß man die Arbeitszeit kürzen soll, sondern im Gegenteil darauf, daß man sie verdoppeln, verzehnfachen, verhundertfachen soll; nicht das hat dem Reiche geschadet, daß zu viel regiert wurde, sondern daß zu wenig regiert wurde, daß man der Faulheit der Menschen und ihrer Unwissenheit zu viel freien Raum gegeben und sie nicht zu intensiver Arbeit angehalten hat. — Wo man in Rußland hinblickt, sieht man einen Mangel an guten Wegen, an nötigen Brücken, an gut regulierten Flüssen; überall macht sich das Fehlen einer rationellen Landwirtschaft und elementarer Vorkehrungen für Viehzucht, Bergbau und Forstwesen bemerkbar. Während in der Stadt der Arbeiter von einer fremden Doktrin bearbeitet wird und ihm kein anderer Weg als der zur neuen Gesellschaftsform führende geboten wird, liegen auf dem Lande Tausende von Morgen Acker brach, deren fachgemäße Ausnützung nicht nur den Bauer gut gestellt hätte, sondern Legionen von Arbeitern hätte sättigen können.

Andererseits wendet die Regierung ihre ganze Kraft nur darauf an, ihren Kredit zu heben, statt den Ursachen auf den Grund zu gehen, warum denn ein Riesenreich mit Millionen von Schätzen seinen Geldbedarf durch auswärtige Anleihen decken müsse. Hätte man es nicht versäumt, dies zu tun, so wären viele Miseren durch eigene Kraft wieder wettgemacht worden. Die fremden Ideen hätten nicht diese Unzufriedenheit vorgefunden, und die schwere Krisis, die das Land durchmacht, wäre ihm, wenigstens in diesem Umfang, erspart worden.

Es liegt etwas ungemein Tragisches darin, daß ein Volk, das so viel erobert und nach zwei Weltteilen die Grenzen seines Landes ausgedehnt hat — und das konnte es nur kraft einer Idee, die ihm von der Geschichte zugewiesen war, tun — es nicht in gleichem Maße vermochte, seinem Besitz Leben zu geben. So lange das Erobern noch angehalten hatte, konnte man sich über die vielen Schwächen hinwegtäuschen, diese mußten aber alle hervortreten, als die einzige tragende Macht zu versagen anfing. —

II

Die Abwiegelung.

Löbliche Redaktion! Gestatten Sie einem Leser Ihrer werten Zeitung sich über einiges im Artikel „Die Abwiegelung", den Sie gebracht haben, zu äußern.

Die betreffende Korrespondenz aus St. Petersburg in der „Neuen Freien Presse" über das „neue Rußland", die Sie hervorheben, weist in der Tat einen auffallend unvoreingenommenen Standpunkt auf, der der bisherigen Beurteilung der Dinge in Rußland in dieser Zeitung zuwiderläuft. Die Vermutung aber, daß hier eine gewisse Absicht vorherrscht, Geister, die man selbst herauf-

beschworen hat, zu beschwichtigen, scheint mir zu weit zu gehen.

Als Kenner der Zustände in Rußland und besonders der dortigen internen jüdischen Angelegenheiten, glaube ich kaum, daß ein Grund vorliegt anzunehmen, daß zwischen der Alliance Israélite Universelle und dem Allgemeinen jüdischen Arbeiterbund in Litauen, Polen und Rußland (Bund) ein Zusammenhang bestünde.

Die Alliance Israélite hat auch in ihrer Glanzperiode unter den russischen, polnischen und litauischen Juden nicht die Wirkung gehabt, die man ihr zuschreibt. Von einem zielbewußten Zusammenarbeiten und von mehr als rein philanthropischer Tätigkeit seitens der Alliance kann hier nicht die Rede sein. Dem armen Ghetto-Juden schmeichelte es, daß die reichen Brüder in Paris sich seiner annahmen, und vielleicht knüpfte auch mancher daran eine überschwängliche Hoffnung. Die zionistische nationale Bewegung, die nachher auftrat, lehrte ihn anders denken und anders wollen. Wünsche, die auf die Schaffung eines neuen Heims, das auf Selbsthilfe und eigenen Schutz begründet ist, ausgingen, mußten jedes Interesse an einer wohltätigen Gesellschaft wie die Alliance, die die Not temporär lindert und keine radikale Aenderung in der jüdischen Lage anstrebt, wegfegen. Der sozialistische jüdische „Bund" war es, der auch dem Zionismus entgegenarbeitete, indem er, statt die jüdisch-nationalen Hoffnungen an eine ferne Zukunft zu lenken, rein wirtschaftliche gegenwärtige Interessen in den Vordergrund rückte und von keiner anderen Heimat wissen wollte, als von der, in der man geboren ist. — Schon der Zionismus ist dem „Bund" eine mehr bourgeoise und ideologische Bewegung und wird als solche befehdet,

geschweige denn die Alliance, das Werk der Reichen. — Der „Bund“, der im Grunde seines Wesens unjüdisch ist und dem jede historische wie religiöse Ideologie fern ist, vertritt nicht die Interessen des gesamten jüdischen Volkes und nicht einmal die aller Juden in Rußland, sondern allein die Interessen des jüdischen Proletariats in Rußland, Litauen und Polen. Man kann dem „Bund“ eine gewisse Rührigkeit und Tapferkeit, wie er zu Werke ging, nicht absprechen, ihm aber die Führerschaft in der russischen Revolution zuzuschreiben oder ihn gar als den Urheber derselben hinzustellen, ist ein Verkennen der Tatsachen, wie sie sich nun in Rußland zutragen. Durch dasselbe Gesetz der Anpassung, das einen Teil der jüdischen Jugend drängte, die väterlichen Traditionen aufzugeben und sich den sie umgebenden Völkern in Sprache, Sitte und Kultur anzuschließen, durch dasselbe Gesetz vollzog sich auch die Vereinigung des jüdischen Proletariats in Rußland zu einer zielbewußten Organisation, nachdem sich alle anderen Arbeiter zu Gruppen zusammentaten und sich sozial zu organisieren begannen. Der „Bund“ ist nur eine Teilerscheinung der ganzen Arbeiterbewegung in Rußland.

Freilich entsprechen die Forderungen der Arbeiter, die durch das Heranwachsen der Industrie an der Peripherie des Reiches gefördert wurden, nicht den Nöten des Landes, dessen Grundlagen mehr agrarer Natur sind, und es noch für lange bleiben werden. Die russischen Arbeiter haben es aber einmal verstanden, durch die Versäumnis der anderen ihre Wünsche lautbar zu machen, und die jüdischen Arbeiter taten mit, als Arbeiter.

Die hier gesammelten Aufsätze und Schilderungen sind während einer Reihe von Jahren vor dem Ausbruch des Weltkrieges geschrieben worden. Sie sind in folgenden Zeitungen und Zeitschriften erschienen: Allgemeine Zeitung des Judentums, Aus fremden Zungen, Frankfurter Zeitung, General-Anzeiger für die gesamten Interessen des Judentums, Israelitisches Familienblatt, Jüdischer Almanach, Jüdische Presse, Jüdischer Volkskalender Brünn, Neue Jüdische Monatshefte, Neue Zeitung, Ost und West, Populär-wissenschaftliche Monatsblätter, Stimme der Wahrheit, Der Weg, Die Welt. Die letzten zwei Artikel sind im Jahre 1905 in der Schlesischen Zeitung erschienen.

AUSSTATTUNG VON WALTER BUHE, BERLIN.
DRUCK F. ROLLINGER, WIEN.

VOM SELBEN VERFASSER IST IN UNSEREM VERLAGE ERSCHIENEN:

ZWEI GENERATIONEN

ERZÄHLUNGEN

GEB. M. 2.50